

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Die Madonna von Turdshausen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Die Madonna von Turdshausen.



Am Abend eines heißen Junitages, in dem segneten Jahre 1874, stieg ein junger Fußwäger eine Anhöhe hinauf, die im walde ein kleines Seitenthal von dem Hauptthale trennte. Der junge

Wanderer schen schon einen weiten Marsch gemacht zu haben, Schuhwerk und Kleider waren bestaubt, sein Gang zeigte große Ermüdung, und häufig blies er stehen und wischte sich den Schweiß von der glühenden Stirne. Er trug auf dem Rücken ein leichtes Ränzgen, auf welchem noch ein Feldstuhl, ein riesiger weißer Schirm und eine Mappe aufgeschmalt waren. In der Hand trug er einen berben Bergstock, ein großer Strohhut beschattete sein noch jugendliches Gesicht, das ein brauner Bart zierte, und dunkle Locken fielen ungeordnet auf die Schultern herab.

Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, um in dem jungen Manne einen Maler zu erkennen.

Jetzt machte der Wanderer Halt, und unterzog eine geräumige Feldflasche, die an einer grünen Schnur über seiner Schulter hing, einer eingehenden Untersuchung. Erst schüttelte er sie, indem er sie gegen sein Ohr hielt, und als er den gewünschten Ton nicht vernahm, hielt er sie gegen die Sonne, aber auch seinen Augen wollt er nicht trauen, und als letzten verzweifelten Versuch öffnete er den Stöpsel und stürzte die Flasche um. Ein einziger Tropfen fiel wie eine Thräne in den Staub der Straße. „Bis auf die Nagelprobe. Letzter Tropfen fahre hin!“ beklammerte der Maler mit komischem Pathos. „Kein Geld mehr und keinen Wein! Dem Ohr, dem Auge und dem Gaumen hast du Treulose deinen Dienst versagt, so spende deine letzte Gabe meiner Nase.“

Er roch an der Flasche und ließ sie seufzend fallen. „Er war ausgezeichnet. Forster Kirchenstück; aus der Bibliothek des Pfarrers von Bebenbach! O Delkrüglein der Wittwe, warum ging dein Rezept verloren!“

Nach einer kleinen Weile setzte er sein Selbstgespräch fort. „Der Donner schlage d'rein! Will denn das Nest noch immer nicht sich zeigen? Seit 4 Stunden versichert mich wenigstens ein Duzend Bauern, es sei höchstens noch eine kleine Stunde. Ich wäre doch begierig, was sie hier zu Lande eine große Stunde nennen?“

„Gelobt sei Jesus Christus!“ Mit diesem frommen Gruße trat ein junges, hübsches Mädchen, halb städtisch, halb ländlich gekleidet, auf einem Fußpfade aus dem niedern Buschwerk, das sich längs der Straße hinzog sie trug einen gefüllten Eimer in der Hand. Der junge Reisende erwiderte den frommen Gruß mit einem weltlichen, der ihm offenbar geläufiger war: „Guten Abend.“

Und er war's — der richtige seit vierzehn Tagen vermiste Bijou! Nachdem er in halb wahnsinniger Freude seine Herrschaft und Piesel, die jetzt wirklich auf einen Stuhl „umgefallen“ war, begrüßt hatte, stürzte er sich auf sein vier heulenden Nachfolger, die ihm zweifellos in seine Rechte einzugreifen schienen, und vermutlich hätte es einen heißen Kampf gegeben ohne die Geistesgegenwart des Medicinalrathes, der den richtigen Bijou am Nackenfelle ergriff und hoch gegen die Lichter des Weihnachtebaumes hielt, um sich von seinem vollständigsten Wohlbestinden zu überzeugen.

„Das ist merkwürdig,“ berichtete der wiedereintretende Johann; „da hatten sie den Bijou an die Gartenthüre gebunden und sind wieder weggeslaufen.“

„Was ist denn aber das?“ rief der Medicinalrath voll Erstaunen.

Bijou trug noch sein rothlederernes Halsband mit der Steuermark, und daran hing ein nicht sehr saukere kleiner Brief oder vielmehr ein zusammengefallener Zettel; er war mit groben Schriftzügen beschrieben:

„Lieber Herr Doctor!

Ich bin ein schlechter Kerl, daß ich zuweilen Hunde stehle und auch noch andere Dinge, aber es geht mir schlecht und ich brauche manchmal Geld. Ich wußte nicht, daß es Ihr Hund war, denn niemals würde ich einen braven Mann und Doktor befehlen, der den armen Leuten unentgeltlich soviel Gutes gethan hat wie Sie. Darum bringe ich Ihnen den kleinen Hund wieder, und wünsche Ihnen und Ihrer lieben Frau vernünftige Feiertage. Prost Weihnachten!“ Keine Unterschrift.

„Es gibt doch noch ehrliche Diebel!“ sagte die ganz glückliche Medicinalrätthin.

„Sie brauchten nur mich erst so niederträchtig zu stehlen,“ bemerkte Piesel sehr richtig. „Was fangen wir nun mit die fünf Köter an?“

Auch dies sollte sich arrangiren. In scherzhafter Weise wurde dem halb eintreffenden Lieutenant ein Gegenesent mit den beiden kostbaren echt englischer Wachtelbunden gemacht, welche das Ehepaar sich gegenseitig bescheert hatte, und er nahm bald die Gelegenheit wahr, sie recht gut an Bekannte zu verkaufen; honoris causa blieben der Hühnerhund und der Schäferspiz auf dem Hofe unter Johann und Piesels spezieller Aufsicht, und der alte Schooßhund Bijou behauptete wieder seine rechtmäßige Stellung im Hause.

„Es war einer meiner vernünftigsten Weihnachtsabende,“ sagte die Frau Medicinalrätthin später, indem sie zärtlich ihren Bijou freischelte.

„Ja, Weihnachten ist schön,“ setzte ihr Gatte lächelnd hinzu, „wenn man nur immer die richtige Bescheerung findet!“

Beider ist's so! Wie lange noch bleibt's so?

„Die alten Römer sagten Du,
 „Der Franzmann bleibt bei seinem Vous,
 „Wir Deutsche faheln hin und her
 „Mit Ihr und Sie und Du und Er!“

Spruch.

Weißt Du was, so schweig,
 Ist Dir wohl, so bleib,
 Hast Du was, so halt,
 Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald.



mein schönes Kind! Der Anblick des hübschen Mädchens schien ihn wunderbar zu erquiden. Er warf den Kopf zurück und drehte seinen Schnurbart. „Kannst Du mir sagen, wie weit ist es noch bis Lurdschhausen? doch hoffentlich keine kleine Stunde mehr?“ Das Mädchen stellte den Eimer auf den Boden und deutete mit der Hand nach der Höhe: „Dort oben von dem Kreuzfir aus könnt Ihr Lurdschhausen sehen; 's ist nur noch zehn Minuten. Ich bin auch von Lurdschhausen.“

„Danke mein Kind. Und was hast Du denn da in Deinem Eimer? Wasser, glaube ich? O gib her; ich verschmächte fast vor Durst.“

Doch das Mädchen trat, wie abwehrend, vor ihren Eimer und sagte: „O nein, lieber Herr, wo denken Sie hin?“

„Was?“ rief der junge Mann erstaunt, „Du willst mir nicht einmal einen Schluck Wasser geben?“

„O lieber Herr, ich darf nicht“, sagte das Mädchen eifrig und stellte sich breit vor den bedrohten Eimer. „Der Herr Kaplan hat's verboten.“

„Was? der Herr Kaplan? Ja trinkt denn der Herr Kaplan das Wasser alles allein?“

Das Mädchen lachte: „O nein, der Herr Kaplan... ich... ich habe ihn noch nie Wasser trinken sehen. Aber das Wasser hier ist heilig.“

„Heilig?“
„Ja, heilig. Es ist vom Unfehlbarkeits-Brunnen bei der Unbefleckten-Empfängnis-Kapelle. Ihr könnt das Thürmchen dort durch die Büsche sehen. Der Herr Kaplan hat den Schlüssel zum Brunnen.“

„Was Donnerw... Par-don, was der Taufend! Und wer hat denn dem Brunnen und der Kapelle diese frommen Namen gegeben?“

„Natürlich, der Herr Kaplan. Der Herr Kaplan ist Pfarrerweser, wisset Ihr, von wegen dem Kirchenstreit, wo sie jetzt die Pfarrer einsperren, weil sie an Gott glauben. Ich bin seine Base mütterlicher Seite.“

„Ei, ei, sein Väschen? Und führest die Haushaltung? Gewiß ein frommer Herr, der Herr Kaplan?“

„O, so arg fromm“, sagte die niedliche Haushälterin und strich ihre Schürze glatt. „Aber jetzt muß ich gehen.“

„Halt, noch einen Augenblick, mein Kind. Was macht denn der fromme Herr mit dem vielen Wasser? Ist er denn ein Weinhändler?“

Das Mädchen lachte. „Weinhändler? Wo denkt Ihr hin? Er spricht den Segen darüber und dann ist's Weihwasser. Es ist auch ein Wunderwasser und hilft gegen viele Krankheiten: Zahnweh, Reformationsmus, Kröpfe und Leibschneiden.“

„Und dieses Wunderwasser kann man umsonst haben?“ fragte der junge Maler.

„Natürlich, ganz umsonst. Nur 6 Kr. für das gläserne

Fläschle, wo es d'in ist, und ein Almofst in den Opferstock. Jedermann kann es haben beim Messner. Aber ein gläubiger Katholik muß es sein, kein K...ker, oder gar, Gott b'hüt' uns davor, so ein Altkatholik. Ihr seid doch keiner?“ Und das Mädchen schlug ein Kreuz.

„Ich?“ sagte der junge Maler lachend, „nein, mein Kind; als gläubiger Christ möchte ich sogar kein Wunderwasser versuchen. Einen Kropf habe ich zwar nicht, aber Durst, und das ist auch eine Krankheit. Also mit Deiner Erlaubniß...“ und der junge Mann wollte nach dem Eimer greifen.

Aber das junge Väschen verteidigte tapfer ihr Heiligtum. „Nichts da, es kann nicht sein, der Segen ist ja noch nicht darüber gesprochen; ich darf nicht.“

„Doch Du darfst. Der Herr Kaplan kann's ja nachträglich segnen. Ich will's schon verantworten. Der Herr Kaplan... ja richtig, der Herr Kaplan ist dazu noch ein guter Freund von mir. Ist er nicht ein großer, schlanker Mann?“

„Nein, eher klein und bid.“

„Richtig, klein und bid. Und hat blonde Haare?“

„Nein, seine Haare sind schwarz.“

„Richtig, schwarz. Und er heißt... und heißt...“

„Hochwürden Florian Blinzler.“

„Richtig, Florian Blinzler; der gute Florian. Blinzelt er noch? Wir haben zusammen studirt in... in...“

„Ja, in Freiburg hat Hochwürden studirt. So seid Ihr am Ende gar auch ein geistlicher Herr? Ihr seht aber nicht so aus. Vielleicht ein Kapuziner?“

Der junge Mann lachte herzlich.

„Ein Kapuziner? Ha, ha, ha! Sehr gut. Nein, ein Kapuziner bin ich nicht, aber doch so ein halber Geistlicher, ein geistlicher Maler. Der Florian presbigt und ich male die Bilder dazu; die heilige Mutter Gottes mit dem Jesus-

Kindlein.“

„Ja wenn das ist“, sagte das Mädchen, „und wenn Ihr auch so eine Art Geistlicher seid, so wird Hochwürden mich nicht schelten. Hier ist der Eimer.“

Der Maler hob den Eimer an die Lippen und trank mit gierigen Zügen. Dann füllte er die Feldflasche mit dem heiligen Raß.

„Ach, das hat geschmeckt, Dank der unbefleckten Empfängniß und der Unfehlbarkeit; hätte nie gedacht, daß diese zwei mir noch einmal den Durst stillen würden. Doch Dank auch Dir, mein hübsches Kind, und zur Belohnung für Deine Guttthat nimm diesen Kuß, ich...“

„Nein, nein“, rief das Mädchen lachend und nahm seinen Eimer auf, „ich lasse mich nicht küssen. Und zum dem auf offener Straße. Guten Abend Herr!“

„Run, nun,



„Nichts da, es kann nicht sein!“

„Einen Kuß in Ehren
kann Niemand wehren“

hat Hebel gesagt, und der war auch ein geistlicher Herr.“

„Ja, ein geistlicher Herr, das ist was anders“, sagte das Mädchen, „Ihr aber seid ja nur ein halber.“

„Nun, so gib mir einen halben Kuß.“

„Nein, nein, was würde Hochwürden dazu sagen? Guten Abend Herr!“ Und das Mädchen eilte die Anhöhe hinauf. Oben bei dem Kreuzfirschaute sie noch einmal um; der Maler winkte ihr mit dem Hute.

Das kleine Abenteuer hatte den jungen Künstler erheitert, und ein muthwilliges Lächeln umspielte seinen Mund. „Also Florian heißt der geistliche Herr, der ein so hübsches Mädchen hat? Florian Blingler. Und der Blingler ist eifersüchtig! Ha, ha, ha!“

Jetzt blieb der junge Mann stehen und legte nachdenklich den Finger an die Nase. „Aber, wie ist mir denn? Florian Blingler? Ha! Das wäre ein brolliger Zufall! Mit einem Florian Blingler hat ja mein Bruder in Freiburg studirt! Und der Florian hat umgefattelt und ist Kaplan geworden auf dem Walbe! Es ist schon so; es ist richtig! Ha, ha, ha! Na, warte nur, Freund Florian, dir soll das Wunderthun gelegt werden. Ich glaube, ich werde da unten eine Mission zu erfüllen haben.“

Als der angehende Missionar die Anhöhe erstiegen hatte, brach er in einen Jubelruf aus und schwenkte fröhlich seinen Hut gegen das Thal hinunter, denn zu seinen Füßen lag die Perle der ganzen Gegend, Turdohausen; ein Dorf zwar nur, aber durch seine liebliche Lage und — wir müssen es leider bekennen — durch des Löwenwirths ausgezeichneten Wein, ein beliebter Ruhepunkt der Fußreisenden, und namentlich der Maler, die des Löwenwirths Ahter trinken, und von hier aus kleine Ausflüge machen, um die malerischen Punkte der Umgegend in der Wapze mit nach Hause zu tragen.

Der junge Maler betrachtete mit glänzenden Blicken das liebliche Bild zu seinen Füßen.

„Bei Gott, es ist schön auf Deiner Erde!“ rief er begeistert aus. „Und muß denn auch auf diesem lieblichen Fleckchen so eine Kreuzspinne sitzen? Na warte nur, Florian!“

Der Reisende warf sein Ränzgen ab, und setzte sich mit dem Rücken gegen die Straße, auf die Stufen des feineren Kreuzfirscha, und schaute in die Abendlandschaft hinunter.

„Was, Donner! Fahnen und Stangen? Eine abgesteckte Eisenbahn! Eisenbahn und Telegraph! Wenn einmal die Lokomotive pfeift, dann guter Florian, hast Du bald ausgepiffen. Die Lokomotive ist einer Curer größten Feinde; stellet Euch nur dagegen und wolle sie auf die Hörner nehmen, sie wird Euch zermalmen. Sie ist unfehlbarer als Euer Papst; nota bene, wenn man ihr gehörig einheizt.“

„Also eine Eisenbahn stecken sie da unten ab? Nun da werden auch Ingenieure dabei sein, und ich werde gute Gesellschaft haben.“

Die Ruhe that dem müden Wanderer wohl. Das Rauschen des Flusses drang aus dem Thale heraus; die Abendglocke schallte an sein Ohr, und hoch oben in dem blauen Aether schmettete eine Lerche ihr Abendlied.

„Wahrhaftig eine Lerche! Wie lange habe ich keine Lerche gehört! Bist du ihnen entronnen, den italienischen Banditen, die am Strande auf euch lauern, um an den müden Wanderern italienische Gastfreundschaft zu üben? Lerchen und Schwalben!“

„Von fern her kommen wir gezogen

„Und stehen um ein wirthlich Dach,

„Sel uns der Gastliche gezogen

„Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

„Ja wohl, der Gastliche. Die Gastlichen sind ihnen ge-

wogen, sie fressen Lerche und Schwalbe auf dem Sauerskraut!“

„Der Mensch ist ein gefräßig Thier. Psui Teufel. Wenn . . . wenn . . . ich Bis . . . Bismarck wäre . . .“

Was der über den Massenmord, den die Italiener an den Zugvögeln üben, ergrimmte Maler thun würde, wenn er Bismarck wäre, blieb unausgesprochen, denn der Schlaf überwältigte den Müden, und sein Haupt sank auf die Brust.

Er schlummerte süß; in seinen Schlaf tönte der Schall der Glocke, das Rauschen des Flusses und das Wübeln der Lerche. Und dann das Mädchen mit dem Wassereimer, der Florian, und alles das zusammen, gestaltete sich zu einem Traumbilde. Und jetzt mischte sich noch ein anderer Ton in das Bild. Eine Volksversammlung. Ein Volksmann stand auf einer Rednerbühne und arbeitete im Schweiß seines Angesichtes eine Rede herunter:

„Männer von Turdohausen! Die Minister wollen uns eine neue Steuer aufhalsen! Keine neue Steuer mehr! Fort mit der Steuer! Fort mit den Ministern! Wir brauchen keine Minister mehr!“

Der schlafende Maler träumte so natürlich; jetzt fuhr er auf und rieb sich die Augen.

„Eigenthum ist Diebstahl! Die Reichen müssen mit uns theilen!“

Wahrhaftig, das klang auch in sein wachendes Ohr.

„Wir brauchen auch kein Militär mehr, keine Solbfnechte! Fort mit dem Militär!“

Ganz in der Nähe schwadronirte so eine kreischende Männerstimme. Es mußte gerade auf der andern Seite des Kreuzfirscha sein. Der Maler erhob sich vorsichtig und wandte sich geräuschlos um den hohen und breiten steinernen Sockel herum. Da erblickte er zu seinem Erstaunen die Rückseite eines Mannes, der auf dem Treppentritte stand, heftig mit den Armen foch, und an den gegenüber stehenden Weilenzeiger eine Rede hielt. Der Mann hatte gewürfelte Hosen an, trug einen verschossenen blauen Frack mit gelben Knöpfen, dessen Aermel etwas zurückgeschlagen waren, so daß zwei rothe Hände bis über die Knöchel sichtbar wurden. Die Taschen des Fracks waren glänzend von Fett, und aus der einen schaute ein Vestel heraus. Es war kein Zweifel, der Redner war ein Barbier.

Eben fuhr er in seiner Rede fort: „Weg mit dem Militärbudget! sammt dem Paragraph 11! Das Militärbudget muß unter das Volk vertheilt werden, und wir Männer des Volkes werden das Vaterland verteidigen! Männer, wie ich, werden Helden sein, wir brauchen keine Soldaten mehr!“ Bei dieser Kraftstelle schlug sich der Barbier mit beiden Fäusten auf die Brust. Der einzige menschliche Zuhörer, der Maler, biß die Zähne zusammen, um nicht laut herauszuplagen. Der Redner fuhr fort indem er wie beschwörend beide Arme erhob: „Und die Franzosen? Männer! Unser Reichstagsabgeordneter hat gesagt, die Franzosen seien die gebildeste, lebenswürdigste Nation! Die Franzosen sind unsere Freunde, Männer, und wenn sie kommen, unsere heilige Religion und unsere verfolgten Priester zu schützen, so wollen wir sie als Freunde empfangen! Und Elsaß und Lothringen müssen sie wieder haben, denn . . .!“

Hier wurde die begeisterte Rede in unangenehmer Weise unterbrochen, denn eine gewaltige Faust packte den Redner am Kragen und gab ihm eine halbe Wendung, so daß der verblüffte Volksmann gerade in das halb zornige, halb lachende Gesicht des Malers starrte. „Was sollen die Franzosen?“ schrie der Maler und schüttelte den unglücklichen Redner, das ihm der schmutzige Fäustel von Kopfe fiel. „Das Elsaß sollen sie wieder haben? Als Freunde sollen sie empfangen werden? Und Männer wie Du werden Helden sein? Kerl, bist Du verrückt? Und



was treibst Du da für Poffen? Thu' Dein Maul auf
oder . . . !"

Der Barbier war halb in die Knie gesunken vor Schrecken:
"Ach lieber Herr, lassen Sie mich doch! Es ist ja nicht
so gemeint!"

"Was treibst Du hier? Antworte!"

"Ich . . . ich — übe mich."

"Was? Du übst Dich? In was?"

"Ich probire eine Rede."

"Wozu?"

"Die nächste Woche kommt der Sozialdemokrat Donn-
bach und hält eine Volksversammlung, wissen Sie: „Ger-
mania im Sattel“, und da muß ich auch eine Rede
halten."

Der Maler mußte lachen. Der brotlige Bursche be-
lustigte ihn. Er ließ seinen Kragen los.

"Also bist Du ein Sozialdemokrat?"

Der Barbier sah in das
lachende Gesicht seines Geg-
ners, und merkte daß es
keine Gefahr mehr habe. Er
lagte ebenfalls und sagte:
"Aufzuwarten, mein Herr!
Liebnechtlicher Vobelianer!"

"Und Ultramontaner bist
Du auch, wie ich gehört
habe?"

"Nur so nebenbei, als
Beigabe, wie die Knochen
zum Kalbfleisch."

"Am Ende bist Du auch
noch Nationalliberaler!"

"Natürlich, Herr, und
zwar aus Grundsatz," sagte
der Barbier mit einem pfif-
figen Augenzwinkern.

"Du bist ein vielseitiger
Bursche. Komm, setze Dich
und erkläre mir Dein poli-
tisches Glaubensbekenntniß.
Du bist also ein sozial-
demokratisch-national-libe-
raler Ultramontaner?"

"Nicht ganz so, Herr,"
sagte der Barbier lachend,
"eigentlich bin ich ein ul-
tramontan-sozial-demokrati-
scher Nationalliberaler. Se-
hen Sie, das ist so: Na-
tional-liberal bin ich aus
Grundsatz, denn Grunds-
ätze muß man haben in
der Politik. Ultramontan
bin ich, damit ich nicht
verhungere, denn ich rasiere die ganze Geistlichkeit im
Thale, und wenn ich nicht ultramontan wäre, so ließe
sich von mir kein Bauer im Thale mehr barbieren oder
schröpfen, denn die eine Hälfte ist dumm wie Bohnen-
stroh und die andere Hälfte fürchtet die geistlichen Herren.
Und Sozialdemokrat bin ich zu meinem Vergnügen, denn
bei jeder Volksversammlung habe ich als Demokraten-
führer Freibier und Käse, und das sind Festtage für
einen armen Teufel, wie ich bin."

"Du bist ein sauberer Bursche, das muß ich sagen.
Und von der Geistlichkeit wirst du auch sonst noch Neben-
verdienste haben? Ich habe soeben von des Kaplans Wä-
schen etwas gehört von einem Unsehlbarkeits-Brunnen, der
Lunder thut, und den der Herr Kaplan auf Flaschen
zieht?"

"So, von der Mina?" sagte der Barbier mit einem

pfiffigen Gesichte. Dann fuhr er sich mit den Fingern
unter der Nase durch und that einen Pfiff. „Das ist eine!
Die Teufels-Wädel, die meinen, es sei ein Gotteswerk,
wenn sie sich von einem geistlichen Herrn küssen lassen,
und unser einer kann sich das Maul wischen. Nun ja,
es ist kein Geheimniß; der Mina helfe ich die Wunder-
flaschen füllen und siegle sie mit dem Pfarstiegel,
denn ohne Siegelstück glauben die Weiber nicht daran.
Ich empfehle das Wasser meinen Kunden beim Rasiren,
und von jeder Flasche fällt ein Groschen für mich ab. Die
Weiber waschen ihre Köpfe damit auf Tod und Leben,
und die Männer reiben damit ihre Frostbeulen!"

„Aber Mensch, das ist ja der reine Betrug?!"

„Nicht doch, Herr; es ist das einzige Mittel, um
einem guten Theil der Bauern Waschwasser auf die Haut zu
bringen. Freilich ein wenig theuer ist es, und sie könn-
ten's wohlfeiler haben von dem Dorfbrunnen. Da

könnte mir der Strohhandel
eher Gewissensbisse machen.
Aber er trägt mir manchen
Bagen ein, und der Herr
Kaplan mag's verantwor-
ten."

"Was? Strohhandel?"
Ja handelt denn der Herr
Kaplan auch mit Stroh?"

"Freilich, He, he, he!"

"Aber es ist heiliges Stroh."
— Da haben Sie ein Mül-
sterlein davon." Der Bar-
bier nahm sein Barbierbe-
seck aus der Tasche, und
zeigte dem erstaunten Ma-
ler mehrere kleine Päckchen-
Stroh. Es waren kleine
Bündelchen, nicht größer als
der kleine Finger, mit einem
rothen Seidenfaden um-
wickelt, an dem ein kleines
bleiernes Kreuzchen bam-
belte. Wollen Sie
eines davon? Es kostet nur
12 Kr. und 10 Kr. muß ich
dem Kaplan ablesen für
die heilige Kirche."

"Kerl, bist Du verrückt?"

"Zwölf Kreuzer für die zwei
Strohhalme?"

"Drum ist's von dem
Stroh, auf dem der heilige
Vater in seinem Kerker liegt.
Sie wissen ja," setzte der
Barbier mit einem pfiffigen
Lächeln hinzu, „der heilige
Vater in Rom ist eingesperrt,
und Wasserfuppen essen, der arme Mann! Von dem Er-
lös soll ihm eine kräftige Kost geschafft werden und ein
Gläschen Wein."

"Und das Stroh wird gekauft?" fragte der Maler
mit ungläubigem Lächeln.

"Gekauft? Das will ich meinen, die Strohköpfe prä-
geln sich darum. Die Weiber tragen's auf dem bloßen
Häutchen, obchon sie's stark kitzelt. Es ist gut gegen alle
Schäden, und gibt Abkatz für ihre Sünden. Und ist es
nicht eine schöne und bequeme Sache, wenn man für das
Bläthen Stroh, seine Sünden los werden und wieder
von vornen anfangen kann? Ja, der Herr Kaplan ist ein
frommer Herr. Er hat sich einen ganzen Strohband von Rom
kommen lassen. Und der ist wie das Delfinglein der Wittwe,
er wird niemals kleiner, obgleich das Stroh reisend abgeht."



„Ach lieber Herr, lassen Sie mich doch! Es ist ja nicht so gemeint!“
Vater in Rom ist eingesperrt, muß auf Stroh schlafen,
und Wasserfuppen essen, der arme Mann! Von dem Er-
lös soll ihm eine kräftige Kost geschafft werden und ein
Gläschen Wein."

Der Maler mußte unwillkürlich lachen über den gewissenlosen Strich. „Hört einmal, Freund Barbier, Ihr seid eigentlich ein heiliger Bursche!“

„Ja, was will ich machen?“ erwiderte der Barbier und machte ein unschuldiges Gesicht dazu. „Soll ich verbugnere? Die Welt wird betrogen, so wie so. Mundus vult decipi, sagt der Herr Kaplan. Es geschieht ja Alles zum Vortheil der Kirche. Und wenn es keine Dummköpfe gäbe, könnten die geschiedten Menschen nicht leben.“

„Das sind mir saubere Zustände. Na warte nur, Freund Florian,“ murmelte der Maler, nahm sein Känzchen wieder auf und machte sich auf den Weg den Berg hinab: „Guten Abend Balbus; Ihr könnt mich morgen früh rastron; ich bleibe in Lurdsbhausen einige Tage. Wo wohnt man?“

„Beim Löwenwirth,“ rief ihm der Barbier nach. „Der Löwenwirth ist außer dem Kaplan und mir der einzige geschiedte Mensch im Orte, und sein Wein ist ein ungetaufter Heibel!“

„Wie heißt der Löwenwirth?“

„Bärmann!“
„Bärmann? Gut! Es ist schon eine halbe Empfehlung wenn man den Gastwirth bei Namen nennen kann, und mit leerer Tasche hat man eine Empfehlung nothwendig.“

Im „Rothen Löwen“ zu Lurdsbhausen ging es an diesem Abend lebhaft zu.

An dem runden Tisch in der Ecke, am „Herren-Tischle“, saß unser Maler und beschäftigte sich eifrig mit einem Kalbsbraten nebst Kopfsalat mit Eiern. Neben ihm saß ein anderer junger Mann mit hohen Stiefeln, die ihm bis über die Knie reichten, einer Juppe, aus deren Seitentasche ein eisener Zylinder schaute, einem Zwicker auf der Nase und einer Quart über der linken Wange. In Verbindung mit den Eisenbahnfahnen und Stangen draußen im Thale konnte man leicht auf die Vermuthung kommen, das müsse ein Ingenieur sein. An einem großen Tische in der Mitte der geräumigen Wirthsstube saß eine große Gesellschaft Bauern, in lebhafter Unterhaltung begriffen, die von unserem alten Bekannten, dem Barbier, der am obern Ende des Tisches saß, geleitet wurde. Der Löwenwirth, ein behäbiger Fünfziger mit einem geschiedten Gesichte und einer etwas rötlichen Nase, stand in dem Schenkstübchen und musterte mit Feldherrnblick das Schlachtfeld, auf welchem sein Adjutant und Hausknecht, Christoph genannt, in Uniform, d. h. mit vorgebundener Schürze, die Befehle des Hauptkommandirenden ausführte und Munition beischleppte. Häufig schweifte der Blick des Löwenwirths hinüber nach dem „Herren-Tischle“, wo der Maler und der Ingenieur eifrig aßen, tranken und plauderten.

Der Maler hatte an dem Ingenieur ganz unvermuthet einen

Studiengenossen gefunden, vom Karlsruher Polytechnikum her, und sie hatten sich herzlich die Hand geschüttelt, die alte Schulfreundschaft erneuert, und sie freuten sich, einige Wochen zusammen sein zu können.

Der Maler hatte sich bei dem Löwenwirth auf eine eigenthümliche Weise eingeführt.

Der junge Mann war in die noch von Gästen leere Wirthsstube getreten und hatte gesagt: „Guten Abend, Herr Bärmann. Ich bin der Maler Reinhard aus der Residenz, möchte drei Wochen hier bleiben, um Studien zu machen. Haben Sie ein Zimmer nach Norden?“

Der Löwenwirth war sichtlich geschmeichelt, sich bei seinem Namen genannt zu hören, und dazu noch von einem Maler aus der Residenz; schmungelnd rückte er sein Käppchen und sagte: „Ich habe Zimmer nach allen Weltgegenden; Sie haben die Wahl; Sie sind mir willkommen, Herr Reinhard!“

„Halt, noch nicht!“ hatte darauf der Maler erwidert. Dann hatte er den Hut herabgenommen und die dunkeln Haare aus der Stirne gewischt.

„Herr Bärmann, sehen Sie mich einmal aufmerksam an!“ Der Löwenwirth zog auch sein Käppchen herab und schaute dem Maler etwas erstaunt in das Gesicht.

„Sehe ich anständig aus? Sehe ich aus wie ein ehrlicher Kerl?“

„Wahrhaftig, ja,“ sagte der Löwenwirth lachend, „so sehen Sie aus.“

„Nun gut, so werde ich bei Ihnen bleiben. Nämlich Sie müssen mich auf mein ehrliches Gesicht hin behalten, denn . . . und dabei schlug der neue Gast auf die Tasche, „Herr Bärmann, ich habe kein Geld.“

„Wa—as?“ rief der Löwenwirth gehehnt und setzte seine Mütze wieder auf.

„Ich erhalte erst in 14 Tagen Nachschub.“ . . .

„Ah!“
„Und dann werde ich Sie bezahlen.“

„So, so.“
„Und da ich ein ehrlicher Kerl bin, wie Sie

wissen, so . . .
„So bleiben Sie bei mir,“ hatte der Löwenwirth ausgerufen und dem Maler die Hand geschüttelt. „Herr Reinhard, Sie gefallen mir; mein schönstes Zimmer sollen Sie haben. Es waren auch schon Maler bei mir, die kein Geld hatten, aber die haben mir's nicht am Anfang, sondern erst am Ende oder gar nicht gesagt, und sind durchgebrannt.“

„Also abgemacht,“ erwiderte der Maler, und gab den Händedruck zurück, „und jetzt borgen Sie mir noch zehn Gulden für meine kleinen Bedürfnisse, und dann ist die Sache in Ordnung.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Löwenwirth, „Sie sind ein brödliger Kauz; nun meineten auch das noch. Wenn Sie mich hintergehen, dann glaube ich an keine Menschheit mehr.“



Vertical text in the left margin, partially cut off and illegible.

„Glauben Sie immerhin,“ erwiderte der Gast lachend, „und jetzt zeigen Sie mir mein Zimmer. In einer halben Stunde werde ich zu Nacht speisen. Kalbsbraten und eine flache Maigrässer.“

Auf diese Art hatte vor einer Stunde der Maler sich beim Löwenwirth eingeführt, und beschwogen schaute der Löwenwirth aus seinem Schenkstübchen so oft hinüber nach dem Vater und lächelte, und freute sich, daß es dem jungen Mann so schmecke. Er war eine Perle von einem Gastwirth, der Löwenwirth.

An dem Bauernwirth ging es inzwischen lebhaft zu. „Das versteht Ihr nicht, Martin,“ rief der Barbier, „ich bin zwar heute Socialdemokrat, aber Eisenbahnen müssen sein; Fortschritt und Bildung . . . und . . . und . . .!“

Der Martin schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

„Aber über meinen Acker soll sie nicht! Der Herr Kaplan hat gesagt, das sei Teufelswerk, und die Kartoffeln werden schwarz davon!“

„Und wenn sie über meinen Acker wollen, so kostet der Weizen 10,000 fl!“ schrie ein anderer und schlug ebenfalls auf den Tisch.

„He, he, he!“ lachte der Barbier! „Schwarzbauer, Euer Acker ist keine 500 fl. werth!“

„Aber ein Bauplatz ist er!“ schrie der Schwarzbauer.

„Was? Mitten draussen im Feld?“

„Ja, ein Bauplatz! Ich bin Gemeinderath und kann hindauen, wo ich will.“

„Und mitten durch meine Scheuer soll es gehen?“ schrie ein Dritter, und schlug ebenfalls auf den Tisch.

„Das leide ich nicht! Kann man einem so sein Eigenthum nehmen?“

„Das kommt von der Expropriation,“ belehrte der Barbier, „das ist Gesetz. Aber Eurer Scheuer thut es nichts, Haldebauer, da stellt man einen Bahnwärter hin, der muß immer das Scheuerthor auf- und zumachen, wenn die Lokomotive kommt; und dreschen könnt Ihr dann auch nicht mehr, es könnte sonst einen Scheuernpurzel geben. He, he, he!“

Der Witz des Barbiers fand allgemeinen Anklang und die Bauern lachten.

„Ja, machet nur Wize, Doktor,“ rief der Müller Thöma, „aber das Thor zu meiner Mühle wird nicht auf- und zugemacht und bei mir nicht Scheuerngepurzelt. Eisenbahnen müssen sein, allen Respekt davor, aber meine Mühle klappert schon länger als hundert Jahre, und sie brauchen nicht durchzufahren, sondern drum herum, und wenn der „Kinschinit“ noch einmal mit seinem „Speckperit“ und seinen Stangen in meinen Mühlenhof kommt, so schlage ich ihm alle Knochen entzwei!“

„Da kannst Du sehen, Max, welch' ein Bergmilgen es ist, Hier Eisenbahnen zu bauen,“ sagte der Ingenieur zu seinem Freunde. „Wenn der Löwenwirth nicht wäre, der ein verständiger Mann ist, und der alte Herr, es wäre hfer nicht zum Aushalten. Der Müller ist sonst auch kein Abler Mann, aber von der Eisenbahn wollen sie alle reich werden, und meinen's mit Trok zu erzwingen.“

„Der alte Herr, wer ist das?“

„Der alte Herr Pfarrer, ein würdiger, aufgeklärter und wohlwollender alter Herr. Er ist aber in den Verdacht gekommen, er sei kein begeisterter Anhänger der Unfehlbarkeit, und da haben sie ihm einen jungen Fanatiker als Kaplan zur Seite gesetzt, und wenn der noch ein paar Jahre hier wirthschaftet, so verfällt die ganze Gemeinde in Dummheit und Blödsinn.“

„Ja, ja, ich habe schon von dem Ablasbrunnen gehört. Und der alte Herr? Kann denn der ihm das Handwerk nicht legen?“

„Der hat gar nichts mehr zu sagen. Der alte Mann grämt sich zu Tode, aber er kann nicht helfen. Er hat sich wacker gewehrt, der gute Mann, und hat sich noch einen kleinen Anhang gerettet, aber das Häuflein seiner Getreuen wird täglich kleiner. Sie fürchten den Kaplan, denn dieser hat die Weiber auf seiner Seite, und hat somit in jeder Familie seine Kundschafter und seine Agenten. Ich spiele hie und da Schach mit dem alten Herrn, und da klagt er mir sein Leid.“

„Und die Mina, das Bäschen?“

Der Ingenieur sah seinen Freund etwas ersaunt an. „So, die kennst Du auch schon? Das ist ja eben der Skandal. Der alte Herr wohnt mit seiner alten Schwester im zweiten Stock und muß dulden, daß im untern Stocke der junge Kaplan mit dem „Bäschen“ eine eigene Haushaltung führt. Und dabei ist die Mina, trotz ihrem harmlosen Aussehen, — sie kann so naiv und kindlich thun, als wäre sie das einfachste Bauernmädchen — ein verschmitztes, ränkevolles Weibsbild, das alle Weiber im Dorfe verhetzt. Die Weiber und Mädchen sind ganz verarrt in den rothbackigen Kaplan, und ich glaube, sie sündigen nur, damit sie alle acht Tage zu dem Pfaffen in den Beichtstuhl rennen können.“

Der Maler stellte sein Glas etwas herb auf den Tisch.

„Schau, schau, die Mina! Mir gegenüber hat sie heute Abend das naive Bauernmädchen gespielt, und ich Dummkopf habe mich verblüffen lassen.“

„Ein Mägdelein naseführte Dich!“ lachte der Ingenieur.

„Na, warte nur mein Läubchen mit Deinem Florian!“

„Was? Auch den kennst Du schon?“ rief der Ingenieur ersaunt.

„Noch nicht persönlich,“ erwiderte der Maler, „aber ich werde ihn kennen lernen, und er soll auch mich kennen lernen, verlasse Dich darauf. Mein Zwillingbruder hat in Freiburg mit einem Florian Binsler studirt, und hat mir vieles von den stotten Streichen des fideles Burtschen erzählt. Wahrscheinlich ist's derselbe. Das wird sich bald herausstellen, denn ich kenne seine Photographie. Ich werde dir später mehr von ihm erzählen. Doch, was geht hier vor?“ Der Hausknecht war eilig in die Stube getreten und hatte dem Wirth etwas in das Ohr geflüstert. „Das ist nicht möglich, Christoph,“ sagte Herr Bärmann ersaunt, „er wird in den Abler gehen, denn meine Schwelle hat er noch nie betreten.“ Doch der Christoph nickte mit dem Kopfe: „Gleich wird er da sein.“

„Ei, da soll das . . . Nun, meinethalben, ich werde nicht daran sterben,“ murmelte ingrimmig der Löwenwirth, und laut, nach dem Bauernwirth gewendet, setzte er hinzu:

„Ihr Männer, der Herr Kaplan kommt.“

Das fuhr wie ein elektrischer Funke durch die Bauernglieder. Sie machten auf einmal ganz andere, ganz salbungsvolle Gesichter. Der Barbier hatte schleunig das letzte Stück Kalbsbraten, das noch auf seinem Teller lag, in den Mund geschoben, denn es war Freitag, und hatte den leeren Teller mit Messer und Gabel seinem Nachbar zugeschoben. Dieser, um nicht in falschen Verdacht zu gerathen, hatte diese verrätherischen Instrumente weiter geschoben, und so waren sie rasch am Ende des Tischs auf einem leeren Plaze angelangt. Raum war diese Vorsichtsmaßregel vollzogen, so öffnete sich die Thüre, und herein trat ein schöner junger Mann mit von Gesundheit strogenden Wangen und in geistlicher Tracht.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte der Geistliche mit lauter, wohlthönender Stimme.

„In Ewigkeit, Amen,“ erwiderten die Bauern und standen von ihren Stühlen auf. Der Barbier konnte nur „Amen“ sagen, denn bei der „Ewigkeit“ kaute er noch an seinem Kalbsbraten. Nur der Müller und 2 oder 3

Bauern blieben trozig sitzen. Sie gehörten zum An-
hange des „alten Herrn“.

Der Löwenwirth rückte ein ganz klein wenig sein Käpp-
chen: „Guten Abend, Herr Kaplan. Eine seltene Ehre.
Etwas gefällig? Ein Schöpplein?“

„Das ist er,“ flüsterte der Ingenieur dem Maler zu.
„Richtig, er ist“, der Florian von Freiburg,“ gab der
Maler flüsternd zurück.

„Jetzt aufgepaßt; ich habe einen Plan. Ich werde mit
dem Herrn Kaplan etwas Komödie spielen. Du kennst
mein Talent zum Schauspielen. Die Ähnlichkeit mit
meinem Bruder wird das Ihrige thun. Berrathe mich
nicht. Es gilt einen Spas und eine gute That. Aber
vergesse nicht, ich heiße jetzt nicht mehr Max, sondern
Karl, denn ich bin von jetzt an mein Bruder.“

Inzwischen sagte der Kaplan zum Löwenwirth: „Meine

Haushälterin, die Mina,
erzählt mir so eben, sie
habe heute Abend auf der
Straße beim Unschlbar-
keltz-Brunnen“ — hier
machte der Kaplan das
Kreuz und die Bauern
auch, ausgenommen der
Müller und sein Anhang
— „einen Fremden ge-
troffen, der behauptet ein
Universitätsfreund von
mir zu sein. Da er im
Abler nicht ist, so wollte
ich nachsehen, ob er viel-
leicht“

„Dort sitzt der einzige
Fremde, der heute ange-
kommen.“ sagte der Lö-
wenwirth und deutete nach
dem Herrentische. Als der
Kaplan den Ingenieur
dort sitzen sah, stuzte er
einen Augenblick, dann
aber ging er langsam ge-
gen den Tisch vor und
bestete einen prächtigen
Blick auf den Maler.

„Florian! Altes Haus!
Herzensbruder!“ rief der
Maler, sprang von seinem
Sitze auf, und fiel dem
erstaunten Kaplan um den
Hals. Dann hielt er ihn
auf Armstärke von sich
und sagte: „Und wie Du
prächtig aussehest, Florian!
Ja, ja, alter Schelm, das
Fasten und Predigen ist
Dir gut bekommen!“

„Mein Herr,“ erwiderte der Kaplan und trat einen
Schritt zurück, „ich begreife nicht, ich weiß nicht, ich
. . . . ich habe nicht die Ehre.“

„Was? Du kennst mich nicht mehr?“ rief der Maler
mit wohlgeheucheltem Erstaunen. „Haben wir nicht zu-
sammen in Freiburg studirt? Und weißt Du noch das
hübsche Kellermädchen beim Busch? Nun, Du brauchst Dich
nicht zu schämen, Du warst ja damals noch nicht im
Convict.“

„In der That mein Herr“

„Du kennst den Karl Reinhard nicht mehr? Haben
wir nicht schmollirt, damals bei dem Commers in der
Sängerhalle? Du wirst Dich nicht mehr erinnern, denn
Du warst betr , das heißt, nicht mehr ganz nüch-
tern.“

Die Bauern machten lange Hälse und horchten dem
sonderbaren Zwiesgespräche zu. Der Löwenwirth wußte
nicht recht, was er daraus machen sollte, und rückte un-
ruhig seine Mütze. Der Ingenieur bliß in sein Tellertuch.

„Ich bitte, mein Herr, nicht so laut,“ flüsterte der
Kaplan, und warf einen ängstlichen Seitenblick nach dem
Bauernische, „es ist möglich, mein Herr; es kommen und
gehen so viele Gesichter auf der Universität, ja, ja, es
kann sein, ich“

„Nicht wahr, Du erinnerst Dich? Und die famose Men-
sur, wo Du Dir diesen Schmiss da geholt hast?“ — Der
Herr Kaplan hatte am Kinn die sichtbare Narbe einer
gut geheilten Hiebwunde. — „Auf die Mensur, bindet
die Klängen los! Hurrah, es war doch eine herrliche
Zeit!“

„Ja, ja, eine schöne Zeit; nur leise um Gotteswillen.

Freilich erinnere ich mich.
Karl Reinhard? Ja rich-
tig, Karl Reinhard, der
Bart hat mich irre ge-
macht. Es freut mich
Herr Es freut mich
Reinhard Sie Dich
wieder zu sehen. Bleiben
. . . . bleibst Du lange
hier?“

„Drei Wochen, altes
Haus; und sibeles Wochen
soll es geben! Du hast
doch auch eine hübsche
Köchin? Ja?“ Der Kap-
lan konnte nicht antwor-
ten, denn er kämpfte mit
einem Hustenanfalle.

„Komm, setze Dich zu
uns, alter Schwede! Herr
Ingenieur Berghaus, auch
ein Verehrer von Dir!
Wir haben den ganzen
Abend von Dir gepspro-
chen. Herr Löwenwirth,
noch eine Flasche und ein
Glas. Rauchst Du eine
Cigarre?“

Dem Kaplan stand der
Angstschweiß auf der
Stirne; er wünschte diesen
hergeschnittenen Universi-
tätsfreund in die unterste
Hölle. Allein was konnte
er thun? Er machte gute
Miene zum bösen Spiele,
und bald hatten die drei
Herren sich in eine Un-
-

terhaltung vertieft, als wären sie die besten Freunde.
Die Bauern drückten sich einer nach dem andern, und
jeder warf unter der Thüre noch einen Blick nach dem
Herrentische und schüttelte den Kopf. Der Barbier aber
betrachtete den Maler mit dem Ausdrucke des maßlose-
sten Erstaunens: „Der hat's hinter dem Ohren,“ murmelte
er; dann trollte er sich ebenfalls.

Am andern Morgen sahen der Maler und der Inge-
nieur beim Frühstück. Der Löwenwirth marschirte mit
einem finstern Gesichte in der Stube auf und ab. In
der entferntesten Ecke an einem kleinen Seitentische saß
der Barbier und nippte an einem Glase Schnaps; von
Zeit zu Zeit warf er einen bedenklichen Blick nach den
beiden Herren.

Jetzt blieb der Löwenwirth vor dem Frühstückstisch stehen



„Dort sitzt der einzige Fremde, der heute angekommen.“

er alte
hat sich
Küchlein
den Kell
und die
seine Kap
in allen
espaunt
ja den
alten Sch
im woc
eine ma
a, trotz
und sein
Abchen -
le Wöbe
ind ganz
sch glach
dem Sp
auf der
läute be
nicht, un
ber Frem
dem Fie
ber Inge
Wahr, j
und mit
vollstän
nicht pa
in der
die W
Photogr
hören. D
eilig in
in der
sagen
geben, be
Doch
er die
m. Ich
der
erweit
pe
die Com
aber, g
Kühling
in der
die W
toren. B
amere
in. Die
Amme
ein. Die
Wäre
in. Die
wähle
mann
der Com
ate in
2. die

und sagte: „Herr Reinhard, in Ihnen habe ich mich gekauft; gehen Sie in Gottesnamen in den Adler; ein Freund vom Kaplan kann bei mir nicht wohnen.“

Der Maler brach in ein Gelächter aus. „Siehst Du Heinrich,“ wandte er sich an den Ingenieur, „wie gut ich gespielt habe?“ Und zum Löwenwirth sagte er: „Wer sagt Ihnen denn, daß ich ein Freund des Kaplans bin?“

„Nun,“ sagte der Löwenwirth heftig, „ich habe doch meine Augen im Kopfe? Haben Sie nicht mit ihm studirt, und Brüderschaft getrunken? Und sind Sie nicht gestern Nacht bei einander gefessen, bis die Lumpenglocke geläutet hat?“

„Das letzte — ja, die beiden ersten — nein. Ich habe euern Kaplan gestern zum Erstenmale gesehen.“

„Nun, da möchte man doch gleich den Verstand verlieren! Gestern zum Erstenmale gesehen?“

„Gestern zum Erstenmale gesehen. Ich habe gar nicht in Freiburg studirt, sondern mein Zwillingbruder, der mir sehr ähnlich sieht, und der den Florian gut gekannt hat.“

„Nun, da hab' ich doch allen möglichen Respekt,“ rief der Löwenwirth. „Das gestern Abend war also Alles nur Blendwerk?“

„Alles nur Blendwerk und Komödie.“

„Und der Kaplan meint jetzt wirklich, Sie seien sein Schulkamerad?“

„Freilich meint er's. Sie haben's ja mit angesehen. Aber schreien Sie nicht so, Herr Bämann, der Strolch dort braucht uns nicht zu hören. Sehen Sie sich zu uns und paffen Sie auf.“ Und der Maler setzte dem Löwenwirth auseinander, wie er empört sei über den heuchlerischen Fanatiker, der seine Gemeinde unglücklich und dumm mache, und zudem noch bestehle und moralisch verkommen lasse, und er, der Maler, habe die Absicht, dem Kaplan einen Pöffen zu spielen und ihn zu bestrafen.

„Ich habe mir schon halb und halb einen Plan ausgedacht, und deshalb habe ich gestern die Komödie gespielt, damit der saubere Herr keinen Argwohn schöpfe und Vertrauen zu mir fasse. Und deshalb sind wir jetzt auch die besten Freunde und ich werde ihm heute noch einen Besuch machen.“

„Ha, ha, ha,“ lachte der Löwenwirth, „das ist ausgezeichnet. Hier meine Hand, ich mache mit. Es ist eine gute That, dem heuchlerischen Pfaffen das Handwerk zu legen.“

„Und wie ist's denn mit dem dort?“ sagte der Maler und warf einen Blick nach dem Barbier. „Der Bursche ist durchtrieben und geschickt und könnte uns gefährlich werden. Wäre der nicht für uns und gegen den Kaplan zu gewinnen?“

„Da lassen Sie nur mich machen,“ sagte der Löwenwirth und rieb sich schmunzelnd die Hände, „den hab' ich sicher. Der Kerl ist eigentlich von Haus aus nicht schlecht, er ist nur ein armer Teufel, den der Hunger dem Kaplan in die Hände geliefert hat, und der hat ihn gewissenlos und schlecht und zum Agenten für seine Wunderwasser und Strohbindel gemacht.“

„Aber vorsichtig, Herr Löwenwirth, daß der Kaplan nicht Unrath merke.“

„Ohne Sorge, Herr Reinhard; der arme Teufel soll bei mir ein Jahr lang freie Zehrung haben, und da geht er für uns durchs Feuer. Es ist mir ein Stück Geld werth, wenn ich den Kaplan zur Gemeinde hinaus-treiben kann.“

„Und nun, guten Morgen,“ sagte der Maler, „ich gehe in's Gebirge, Studien zu machen.“

„Und ich,“ sagte der Ingenieur, „will sehen, ob meine Gehilfen wieder nüchtern genug sind, um an die Arbeit zu gehen.“

„Wie so, nüchtern genug? Sind die Kerls am frühen Morgen schon betrunken?“

„Kennst Du die Geschichte nicht? Nun, so höre: Der Löwenwirth und der Adlerwirth sind nicht nur Gegner in der Wirthschaft, in der Politik und in der Religion, sondern auch in der Eisenbahnfrage. Jeder möchte natürlich gerne den Bahnhof bei seinem Wirthshause haben. Unser Freund Löwenwirth ist nun freilich zu vernünftig, um zu glauben, daß die Lösung dieser Frage von mir abhängt; im Adler aber, dem Standortquartier des Herrn Kaplans und seiner schwarzen Rotte, ist die Vernunft ein verpöhter Gast. So haben mir meine Messgehilfen vor etnigen Tagen erzählt, der Adlerwirth habe ihnen versprochen, wenn der Bahnhof auf seine Seite käme, ja wenn vor seinem Adler nur einmal vermesen und ein Nummer-Pfahl geschlagen werde, so dürften sie zwei Tage lang bei ihm essen und trinken, was ihr Herz begehre.“

Nun, den Gefallen kann ich Euch thun, sagte ich zu den Burschen, und am nächsten Morgen gingen wir vor den Adler; ich stellte meinen Theodolith auf und visitete die Straße auf und die Straße ab, meine Burschen maßen mit ihren Latzen die Kreuz und die Quer, und der Adlerwirth lag unter dem Fenster und sah uns schmunzelnd zu.

Hier muß der Pfahl hinein, sagte ich, und die Kerls schleppten einen Pfahl herbei, so dick wie mein Schenkel und von anderthalb Mannshöhe, den gruben sie genau mitten vor des Adlerwirths Haushüre ein, nagelten ein Brett daran von einer Elle Länge und schrieben mit schwarzer Delfarbe und mit riesigen Zahlen die Nr. 777 darauf. Der Adlerwirth hatte eine belle Freude an dem Pfahl, und als der Kaplan Abends in den Adler wollte, schlug er seine Nase an der Nr. 777 platt, daß die Frau Adlers wirthin ihm kalte Aufschläge machen mußte.“

Der Maler lachte herzlich über den Streich seines technischen Freundes.

„Der Pfahl steht heute noch dort,“ sagte der Löwenwirth, ebenfalls lachend; „der Adler ist wie mit Brettern vernagelt, und es ist ordentlich ein Kunststück, hinein zu kommen ohne die Nase anzustoßen.“

„Das ist der Humor vom Handwerke,“ sagte der Ingenieur. „Aber der Humor hatte auch seine Schattenseiten, denn der Adlerwirth hat merkwürdiger Weise Wort gehalten, und meine vier Kerle liegen seit zwei Tagen im Adler, essen und trinken und sind seitdem nicht mehr nüchtern geworden. Doch da sind sie ja.“

Die Messgehilfen marschirten in die Stube, mit Messgeräthschaften versehen und stellten sich militärisch in Front. Der Flügelmann legte die Hand an die Waise und sagte: „Herr Inschenir, wir melden uns in Dienst!“

„Was ist, Ihr Bursche, seid Ihr nüchtern?“

„Zu Befehl, Herr Inschenir, seit gestern.“

„Hat Euch der Adlerwirth auch etwas Gutes vorge-setzt?“

„Zu Befehl. Markgräfler. Der Herr Kaplan hat uns zwar das Unfehlbarkeits-Wasser empfohlen, wir haben aber den Markgräfler vorgezogen.“

„Und der Pfahl Nr. 777, steht doch noch?“

„Zu Befehl,“ sagte der Flügelmann und blökte die Zähne, „bombensfest steht er. Es ist erst wieder einer mit der Nase daran gestochen.“

„Gut. Achtung. Kehrt! Vorwärts Marsch! Guten Morgen meine Herren!“

Auch der Maler nahm seinen Feldstuhl und seine Mappe, und trat seine Wanderung an.

Der Löwenwirth aber setzte sich zum Barbier an das Seitentischchen und sagte: „Peter, auf ein Wort im Vertrauen.“

Am Abend saßen der Maler und der Ingenieur wieder am Herrentischle, tranken eine Flasche Markgräfler und spielten eine Partie Schach. Da setzte sich der Löwen-

wirth zu ihnen und flüsterte: „Alles in Ordnung mit dem Peter, der Barbier ist unser“.

„Bravo!“ sagte der Maler. „Schach dem König und matt!“ und warf die Schachfiguren durcheinander. „Und jetzt, Löwenwirth, laßst Euch ein Glas geben und bleibst bei uns, ich will Euch ein Stücklein aus der Vergangenheit Seiner Hochwürden des Kaplan Florian Vlinzler erzählen. Ich hab's von meinem Bruder, der den Florian genau kannte.“

Der Löwenwirth ließ nicht nur ein Glas, sondern auch eine weitere Flasche kommen; die drei Verschworenen — so dürfen wir sie ja wohl nennen — rückten zusammen und der Maler begann:

„Im Jahre 186 . . studirte mein Zwillingbruder Karl — in Freiburg Medizin. Gleichzeitig mit ihm war in der Burschenschaft Teutonia der Sohn eines reichen Schwarzwälder Bauern, Florian Vlinzler. Seine Frau Mama, die Hofbäuerin, hätte gerne einen geistlichen Herrn in der Familie gehabt, und der Florian sollte Theologie studiren. Das war aber nicht nach Florians Sinn, er konnte dem Dogma der unbesiegbaren Empfängniß keinen Geschmack abgewinnen, das Cölibat erklärte er für einen naturwidrigen Unsin, und „er wolle überhaupt kein Kanzelpauker werden, der den Bauern Dinge vortreibt, die er selber nicht glaube“. Er setzte es auch durch und studirte Philosophie; er wollte Professor werden. Er besetzte ein Duzend Collegien, die er aber regelmäßig schwänzte, und beschäftigte sich vorzugsweise damit, seines Vaters Goldfische durchzujagen. Er war ein flotter Student, ein Kneip-Genie erster Klasse, ein fleißiger Besucher des Festbodens und der Tanzböden im ganzen Umkreise der Stadt, und daß er auf den letzteren hie und da wegen seiner Galanterie gegen die hübschen Bauernmädchen von den eifersüchtigen Bauernburschen Prügel bekam, schreckte ihn in seiner Unternehmungslust auf diesem Felde nicht ab. Er war ein hübscher Bursche, wie er auch heute noch ist, man nannte ihn den schönen Florian, und er prahlte gerne mit seinen Triumpfen bei dem schönen Geschlechte, wobei natürlich ein guter Theil Aufschneideri war.

Eines Abends, auf der Kneipe — so erzählte mir mein Bruder, der mit dabei war — rühmte er sich im Klause mit frechem Uebermuthe der heimlichen Günst des schönsten, liebenswürdigsten und sitzsamsten Mädchens der Stadt.

„Florian, du lügst,“ riefen ihm seine Commilitonen entrüstet zu. „Laura . . . steht hoch über deiner Sphäre, und zudem ist sie Braut des Oberleutnant R . . .“

„Bah! Ein Lieutenant, den hebe ich aus dem Sattel und setze ihm Hörner auf!“ prahlte er in trunkener Frechheit.

„Der Lieutenant ist ein Ehrenmann, und wird dir den Hals brechen, wenn ihm deine unsinnige Prahlerei zu Ohren kommt!“

„Halsbrechen und unsinnige Prahlerei?“ schrie Florian und schlug auf den Tisch. „Von Morgen an werde ich öffentlich als Liebhaber auftreten, und dann soll mir der Lieutenant kommen!“

Und richtig, vom folgenden Tage an machte er vor einem gewissen Hause in der . . . Straße auf eine auffallende und unverschämte Weise Fensterparade, bald zu Fuß, bald zu Pferde, bald zu Wagen. Aber auch hier schon verfiel er der Lächerlichkeit, denn schon am zweiten Tage saß nicht mehr Fräulein Laura am Fenster des zweiten Stockes, sondern ein Haubenstod, den Florian, der etwas kurzschäftig ist, jedesmal mit einem unverschämten Lächeln begrüßte. Der Knalleffekt seiner Huldigungen aber war eine zwölffmalige Rundfahrt mit Extrapoß um dasselbe Quadrat, und vor dem Hause seines Gegenstandes mußte jedesmal der Postillon

„Du, du liegst mir im Herzen“

blasen, und er warf Kuffhände hinauf nach dem Haubenstode. —

Am Abend dieses glorreichen Tages, auf der Kneipe, zeigte er triumphirend ein rosafarbenes Billet. „Heute Abend gibt sie mir ein Stellbichlein!“ rief er lachend.

„Du lügst!“ riefen seine Kameraden.

„Wenn Ihr's nicht glauben wollt, so sehet; ich nehme Euch als Zeugen mit!“

Und sie gingen mit. Sie waren zu ihrem Erstaunen Zeugen, wie Florian wirklich in das Haus eintrat, sie waren aber auch Zeugen, wie fünf Minuten nachher die Hausthüre aufgerissen wurde und Florian auf die Straße flog, wo er sich überstürzte und in das fließende Wasser des Straßengrabens rollte, aus dem seine Freunde ihn, naß wie einen begossenen Pudel, herauszogen.

Er war jämmerlich zerschlagen und mußte acht Tage das Bett hüten. Seine Commilitonen stießen ihn mit Schimpf und Schande aus der Burschenschaft. Nach acht Tagen war er verschwunden.

Was in dem Hause seiner Angebeteten vorgegangen, hat man genau niemals erfahren. Das Gerücht ging, der Herr Oberleutnant habe das Liebesbrieffchen selbst geschrieben, habe den stürmischen Freier an Stelle seiner Braut empfangen, durch seine Bedienten durchprügeln und zum Hause hinauswerfen lassen. Die Prügel und das Hinauswerfen waren thatsächlich vorgekommen, und so wird das Uebrige wohl auch seine Richtigkeit haben.

Von Florian hörte man lange nichts mehr. Nach einem Jahre aber konnte man ihn in einer schwarzen Soutane, in langsamen, würdevollen Schritten, durch die Straßen Freiburg's wandeln sehen. Er hatte dem Wunsch seiner Mutter nachgegeben, und war, um sich an der Menschheit zu rächen, Geistlicher geworden.

Und das ist die Geschichte unseres Freundes, des ehrwürdigen Herrn Kaplan Florian Vlinzler.

Vierzehn Tage waren vergangen und der Maler hatte Wort gehalten. Die Gelber waren angekommen und der Löwenwirth war bezahlt, was die Hochachtung vor seinem Gaste bedeutend erhöhte. Während dieser vierzehn Tage hatte sich das Verhältniß zwischen dem Maler und dem Kaplan immer freundschaftlicher gestaltet. Nicht nur hatte der Kaplan gegen alles bisherige Herkommen einige Abende im Löwen ausgesprochen, und hatte der Maler diese Artigkeit seines „Universitätsfreundes“ im Adler erwidert, sondern auch im Familientreise des Kaplans hatte der Maler einige Nachmittage verweilt, und war dabei vom Bäschen Mina, mit besonderer Aufmerksamkeit beachtet worden. Sie hatte dem hübschen Maler gegenüber die Rolle des naiven Bauernmädchens mit der einer gebildeten jungen Dame vertauscht.

Auch heute war er im Pfarrhause zum Nachmittagskaffee eingeladen. Der Herr Kaplan und der Maler saßen beim Kaffee und spielten Sechsunfsechzig, der Barbier füllte aus dem Eimer Unsehlbarkeitswasser in Flaschen, pflöpte und siegelte sie, und die Mina band niedliche Bäschen Ablashtroh, die sie mit rothem Seidenfaden umwickelte.

„Zwanzig in Herz“ sagte der Kaplan.

„In Herz hast Du Glück“ sagte der Maler und warf der Mina einen Blick zu, der lächelnd erwidert wurde. Der Barbier grünte und schlug den Stöpsel in die mit dem heiligen Naß gefüllte Flasche.

„Und vierzig in Kreuz“, sagte der Kaplan und warf die Karten auf den Tisch. „Sechsunfsechzig Gewonnen“.

„Natürlich“ lachte der Maler, „im Kreuz seid Ihr geistlichen Herren unüberwindlich. Hier mein Sechser für die heilige Kirche“.

„Peter“ sagte der Kaplan, „werfe den Sechser in den Opferstock“. Der Peter schob den Sechser kaltblütig in die Westentasche und fuhr fort, seine Flaschen zu fülleln.

„Willst Du vielleicht einen Schluck von dem heiligen Wasser?“

„Nein, ich danke“ erwiderte der Maler, „ich ziehe doch eine Flasche Bier vor; Du weißt, ich bin ein sündiger Mensch, die Kunst bringt es mit sich, und ich will lieber ein paar Jahre Fegfeuer riskiren, ehe ich mich an's Wassertrinken gewöhne.“

Der Kaplan warf dem Maler einen forschenden Blick zu; doch der machte ein ganz unschuldiges Gesicht.

„Nun,“ sagte der Kaplan, „eine Sünde ist das Biertrinken nicht, und der Peter soll uns alsobald eine Flasche bringen. Auch meine ich, daß man das heilige Wasser nur mäßig genießen soll, daß man eine solche Gabe Gottes nicht mißbrauchen soll. Ich wenigstens gestatte mir täglich nur ein ganz kleines Keschglas voll.“

Der Barbier hatte zwei Flaschen Bier beigebracht und die Gläser gefüllt.

„Fräulein Mina, auf Ihr Wohl,“ sagte der Maler. „Und bitte, setzen Sie sich zu uns, und erfüllen Sie jetzt Ihr Versprechen.“

„Welches Versprechen?“ sagte Mina lächelnd, legte das heilige Stroh auf die Seite, und setzte sich zu den beiden jungen Männern an den Tisch.

„Das Versprechen, Sie abfonterfeien und in meinem Skizzenbuche mit nach Hause nehmen zu dürfen. Sie und den Freund Kaplan, als Erinnerung an Lurdschäusen.“

„Wenn seine Hochwürden erlaubt,“ sagte Mina und schlug beschämt die Augen nieder.

„Warum denn nicht?“ meinte der geistliche Herr. „Zeichne nur zu nach Herzenslust, wir können ja doch zusammen plaudern.“

Der Maler legte sein Skizzenbuch zurecht und Mina machte ein ganz besonders sonntägliches Gesicht. „Bitte, zeichnen Sie mich ab, mit einem Gebetbuche in der Hand.“

„Natürlich,“ sagte der Maler.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Kaplan, nach einer Pause, „seit einigen Tagen sind meine Bauern wie verbert. Außer einigen alten Weibern, kauft Niemand mehr mein Wasser, auch das heilige Stroh geht nicht mehr ab wie früher, und die Leute laufen mehr in den Wägen als in den Adler. Es muß mir Jemand meine Schafe verführen.“

Der Maler und der Barbier wechselten einen Blick. „Es kommt mir auch so vor,“ meinte der Barbier, „das Wasser zieht nicht mehr, und das Stroh haben die Bauern wohlfeiler. Man sollte etwas Neues erfinden!“

„Peter!“ rief der Kaplan mit einem strafenden Blick, „was schwachet Ihr da für frevelhaftes Zeug! Etwas Neues erfinden! Ihr werdet doch nicht an der wunderthätigen Wirkung des heiligen Wassers und Strohes zweifeln?“

„Ich? Gott soll mich bewahren!“ versicherte der Barbier mit frommer Entrüstung. „Man kann es ja an den Kröpfen unserer Weiber sehen. Nein, ich meine nur so, wenn . . .“

„Freilich,“ sagte der Kaplan nachdenklich, „wenn wir so glücklich wären, einen heiligen Leib zu besitzen, einen Märtyrer!“

Der Maler schaute von seinem Skizzenbuche auf:

„Einen Märtyrer? Woher einen nehmen? Und die haben ihre Anziehung verloren, seitdem nachgewiesen worden, daß der heilige Gervas und Protas in Dreifach unächt sind, und daß die Dreifacher seit 700 Jahren in feierlichen Prozessionen ganz profanen Knochen nachgehauften sind, vielleicht Knochen von einem römischen Dienstmanne oder Polizeidiener. Nein, da würde ich eher raten, daß man eine der 400 Windeln Christi zu bekommen suchte, oder eines seiner 50 Leintücher, die sind ächt, und deren Ausstellung müßte sehr erhebend und erbauend für die Gemeinde sein, und die Abtrünnigen im Glauben befestigen.“

„Unmöglich,“ seufzte der Kaplan. „Auch diese Reliquien sind alle in fester Hand! Der Glaube an die Stigmatisirten ist wandelnd geworden in dieser sündhaften Welt.“

„Ja, und sin der Schweiz haben sie sogar eine Stigmatisirte in das Zuchthaus gesperrt, die Gottlosen!“ eiferte der Maler in stilllicher Entrüstung.

„Was ist denn das, eine Stigmatisirte?“ fragte Fräulein Mina. „Das sind geheiligte, gottbegnadete Personen,“ belehrte der Kaplan, „die jeden Freitag die fünf heiligen Wundmale Christi bekommen und Blut schwitzen! Meist nehmen sie auch keine Nahrung zu sich, als täglich eine Hostie, wie die berühmte und heilige Louise Lateau; auch schlafen sie selten.“

„Ah!“ sagte Mina und schlug ein Kreuz.

„Ah!“ rief der Barbier und schlug den Stöpsel in eine neue heilige Flasche. „Ja, es ist merkwürdig,“ sagte der Maler, „tätlich nur eine einzige Oblade!“

„Eine heilige Hostie!“ verbesserte der Kaplan. „Natürlich,“ sagte der Maler, „die Heiligkeit allein kann sie so nahrhaft machen!“

Der Kaplan warf seinem Freunde abermals einen misstrauischen Blick zu.

Doch dieser zuckte mit keiner Mieme, und zeichnete mit unerschütterlicher Ruhe in seinem Skizzenbuche weiter.

„Ja, wenn die heilige Jungfrau uns begnadet wollte,“ fuhr der geistliche Herr in seinem Gedankengang wieder fort, und nahm dabei einen ansehnlichen Schluck Bier.

„Wenn wir eine Madonna-Erscheinung hätten! Ja, wenn bei uns eine reine Jungfrau eine Vision hätte!“



„In Herz hast Du Glück“ sagte der Maler.

„Ei, da könnte ja Mamsell Mina,“ meinte der Barbier. „Halt's Maul,“ schnaupte der Kaplan in einem sehr unchristlichen Bornesausbruch, — „und störe mich nicht. Eine Madonna-Erscheinung, ja, das wäre das Richtige, dafür ist meine Gemeinde empfänglich. Du, Karl, könntest dann eine Madonna malen mit dem Jesuskindein, das Bild würde in feierlicher Prozession nach der Unbefleckten-Empfängniß-Kapelle verbracht und am Altare aufgestellt! Wallfahrtsort! Fromme Pilgerschaaren! O, das wäre herrlich, zur größern Ehre Gottes!“

„Und die Opfer, welche die frommen Pilger auf den Altar niederlegen würden,“ fuhr der Maler fort, „und die Peterpfennige, die hereinströmen würden, und die Rosenkränze, Traktätschen und Heiligenbilder, die man an die guten Leute verkaufen könnte, als Ersatz dafür, daß sie um Gott zu dienen, Haus und Hof und Feld verlassen. Ja, ja, eine Madonnaerscheinung. Und, was mir jetzt erst auffällt: Lourdes und Lourdschaufen! Ist das nicht eine merkwürdige Uebereinstimmung? Die Madonna würde ich gerne malen, es drängt mich schon lange, meine religiösen Gefühle in einem Bilde auszudrücken.“

„Lourdes und Lourdschaufen! Allerdings merkwürdig,“ meinte der Kaplan.

„Ein wahrer Fingerzeig Gottes,“ eiferte der Barbier. „Und muß es denn gerade eine Jungfrau sein? Ich habe auch schon Visionen gehabt und wenn Mamsell Mina nicht will, ich könnte ja auch . . .“

„Peter, Ihr seid ein Narr!“ posterte der geistliche Herr. „Hochwürden,“ erwiderte der getränkte Peter, und richtete die Augen nach oben, „Hochwürden, der Herr bedient sich oft unwürdiger Werkzeuge zu seinen Werken, und des Herrn Wege sind wunderbar!“

„Amen!“ sagte der Kaplan salbungsvoll und faltete die Hände auf dem Bauche. „Wie Gott will, sein heiliger Wille geschehe!“

„Und nun, Fräulein Mina,“ unterbrach der Maler den frommen Erguß seines Freundes, und legte das Skizzenbuch auf den Tisch, „und nun, mein Fräulein, urtheilen Sie, ob mein Werk gelungen ist.“

Das Bäschen blickte in das Skizzenbuch und der Kaplan schaute ihr über die Schulter.

„Ausgezeichnet!“ rief der Kaplan, „die Mina ist sprechend ähnlich!“

„Herrlich!“ rief die Mina und schlug die Hände zusammen. „Seine Hochwürden sind gerade wie auf der Kanzel. Man meint er müßte den Mund aufstun, um zu predigen!“

„Und ich?“ sagte der Peter, „bin ich nicht auch dabei?“

„Nein, Peter,“ erwiderte der Maler lachend, und steckte sein Skizzenbuch in die Tasche. „Du kommst später einmal daran. Guten Abend, Fräulein! Bist Du heute Abend im Adler, Florian? Ich komme auch.“

„Löwenwirth,“ sagte am andern Morgen beim Frühstück der Maler, „Er hat sich selbst die Falle gestellt, in die er hinein purzelt muß. Er will eine Madonna-Erscheinung haben!“

„Eine Madonna-Erscheinung? Ei wie so?“

„Und der Maler erzählte von den frommen Wünschen, die der Herr Kaplan verwirklichen möchte.“

„He, Löwenwirth, so ein Wallfahrtsort wie Wallbürn, wo die Leute tausendweise herbeiströmen, ihre Arbeit und Feldbau liegen lassen, um hier in der Kirche die neuentdeckte Madonna anzubeten, und bei Euch im Löwen ihr Geld zu verzeihen, denn der Löwen, wie Ihr wißt, liegt näher bei der Kirche als der Adler! He, ich denke der Herr Kaplan meint es gut mit Euch, Löwenwirth?“

Der Löwenwirth schmunzelte: „Sie sind ein Schalk, Herr Reinhard. Na, so übel wäre das freilich nicht, ob schon einen die armen, betrogenen Menschen dauern. Doch

das mag die Geistlichkeit verantworten, mein Wirthshaus ist offen für Jedermann. Ja, wo soll aber die neue Madonna herkommen?“

„Durch eine Vision. Die Mina will nicht, und so hat der Herr Kaplan dieses Geschäft dem Peter anvertraut. Sie sind gestern den ganzen Abend zusammen-gesetzt, und heute Nachmittag wird der Peter eine Vision haben. Er hat mirs gestern Nacht noch mitgetheilt.“

„Ha, ha, ha,“ lachte der Ingenieur, „und wo soll die Comödie losgehen?“

„Der Kaplan wollte die Vision im Adler haben, und gegenüber auf dem Nußbaum sollte die Madonna sitzen — im Elsaß wurde sie auf einem Kirchbaume entbetet, auf die Obhart kommt es nicht an — allein der Peter macht den Verräther, und wird die Madonna von hier aus dort drüben an des Löwenwirths Scheuerthor entbeten.“

„An dem Scheuerthor? Na, ich glaube Du bist nicht recht bei Trost.“

„Heinrich, schau Dir einmal das Thor an. Aus diesen Aesten, Linien und Rissen kann sich jeder mit ein wenig Phantasie ein Bild zusammen construiren, und eine gute gläubige Seele malt sich leicht eine Madonna daraus. Und nebenan ist gleich der laufende Brunnen für das heilige Wunderwasser.“

„Du hast recht,“ sagte der Ingenieur, „die Madonna ist schon so viel auf Obstbäumen, feuchten Grotten, und andern unbequemen Orten herumgesehen, daß sie ordentlich froh sein wird, zur Abwechslung einmal auf ein ordentliches Scheuerthor zu kommen!“

„Und das soll für den Kaplan die Strafe sein, die Sie ihm angedroht haben?“ sagte der Löwenwirth kopfschüttelnd. „Ich meine, er wird davon nur Profit haben.“

„Dafür laßt mich sorgen, Löwenwirth. Ich habe dem Kaplan versprochen, wenn eine Madonna in Lourdschaufen erscheint, so wolle ich sie malen, und das Bild soll dann in der Unbefleckten-Empfängniß-Kapelle in feierlicher Prozession aufgestellt werden. Und das wird seine Strafe sein. Den Kaplan und seine Mina, ich habe sie in der Tasche!“ setzte der Maler lachend hinzu und schlug an seine Seitentasche, wo das Skizzenbuch steckte. „Euerm Hause aber wird heute Nachmittag Heil widerfahren. Löwenwirth. Ich und Heinrich gehen unserer Arbeit nach. Wir wollen die heilige Handlung nicht stören, ha, ha, ha!“

Der Nachmittag war schwül-heiß, und der Löwenwirth hatte, in Erwartung zahlreicher Gäste, ein großes Faß Lagerbier aufgelegt. Und er hatte sich nicht getäuscht. Gegen Abend füllte sich die Stube mit Bauern, die theils der Durst hieher geführt, theils die Neugierde, denn es lag wie ein Gerücht in der Luft, es müsse heute im Löwen etwas ganz absonderliches los sein.

„Was ist denn heute mit dem Peter,“ sagte der Müller, „es ist heute Rasirtag, und er hat mich sitzen lassen. Ist er krank?“

„Mich auch,“ sagte der Schwarzbauer, „aber krank ist er nicht, ich habe ihn heute Morgen auf der Kirchensattel sitzen sehen, und in die Wolken schauen.“

„Und ich,“ sagte der Martin, „habe gesehen, daß er ganz tiefinnig unter der Gemeinde-Linde gefressen ist, und einmal sogar hat er die Hände gegen den Himmel erhoben.“

„Er wird übergeschnappt sein,“ meinte der Haldebauer. „Ober Gewissensbisse haben,“ rief der Müller, „ber in dem Dorfe als ein halber Freigeist verschrien war, denn mit dem Strohhandel des Kaplans ist es doch nicht sauber und . . .“

„Was?“ schrie der Schwarzbauer, „nicht sauber, sagst Du? Ich bin Gemeinderath und ich saae Dir, nichts Besseres für's Vieh. Nagel's an Deine Staithüre, und die Here möcht ich sehen, die dann hinein tomm.“

„Schwarzbauer, Du dauerst mich!“ rief der Müller; „glaubst du noch an Heren!“
 „Was, keine Heren gibts? Wer hat denn dem Steffes-Marie seine Kuh verbert, daß sie keine Milch mehr gegeben hat? Ich bin Gemeinderath und muß das wissen. Am Ende gibts auch keinen Teufel, he?“
 „Nein, es gibt auch keinen,“ schrie der Müller, und schlug auf den Tisch, „keine Heren und keinen Teufel, ausgenommen Dein böses Weib, das ist ein Teufel und eine Here in einer Person! Sie hat Dich ja erst gestern wieder geprügelt.“
 „Was geht Dich mein Weib an,“ schrie der Gemeinderath und sprang vom Tisch auf. „Wenn Du nicht Dein Maul haltst, so werfe ich Dir den Krug an den Kopf, denn ich bin Gemeinderath, und Ruhe und Ordnung muß sein!“

„Ruhig, Ihr Männer,“ rief der Löwenwirth, „keinen Spektakel in meinem Hause oder...!“

„Der glaubt eben an gar nichts!“ rief der gläubige Gemeinderath entrüstet. „Glaubst an den heiligen Pantaleon in Nothweil am Kaiserstuhl?“

„Nein, was ist's mit dem?“

„Der heilige Pantaleon? Der ist für's franke Rindvieh, da muß sogar unser Herrgott zurückstehen!“

„So laß Dich von ihm furiren, Du Dummkopf!“ schrie der Müller.

„Und das glaubst auch nicht, daß die Madonna in Kirchhofen auf einem Kuckbaum erschienen ist?“

„Nein, nein, und dreimal nein!“

„Doch, in dem „Pfälzer Boten“ ist's gestanden!“ rief der Martin.

„Der Herr Kaplan selber hat's gesagt!“ schrie der Schwarzbauer.

„Und wenn's der Papsi gesagt hätte, ich glaub' es nicht! Unser alter Herr Pfarrer, den sollten wir noch haben, der hat uns solchen Unfann nicht weiß machen wollen.“

„Und Nein! und Ja, und herüber und hinüber flogen die Madonnen, der alte Herr Pfarrer und der junge Kaplan, und eben war es daran, daß auch die Bierkrüge gefloßen wären, da schrie der Löwenwirth in den tobenden Wirm: „Ruhe jetzt, oder ich spunde das Faß zu und räume das Zimmer! Doch da ist ja der Peter. Guten Abend Peter!“

Die Drohung des Löwenwirths und die Ankunft Peters stellten die Ruhe wieder her.

Der Barbier ging durch die Stube, ohne von den Gästen die geringste Notiz zu nehmen; wie ein Nachtwandler, mit offenen, starren Augen wandelte er gemessenen Schrittes nach dem kleinen Seitentische, wo er sich niederließ.

„Christlob, eine Halbe und einen Handkäs,“ sagte er mit feierlicher Stimme.

„Gottlob,“ sagte der Haldebauer, „er bestellt einen Handkäs. Es ist mir ganz unheimlich geworden.“

Der Peter trank mit ruhiger Würde seine halbe Bier und verspeiste seinen Handkäs. Dann stand er auf, stellte sich an das Fenster, und starrte das gegenüberliegende Scheuernthor an.

„He, Peter, was machst Du da?“ rief der Gemeinderath.

„Was hast Du denn da hinauszuschauen? Und was er für Augen macht!“ rief der Martin.

„Er steht da wie der Doh vor dem Scheuernthor,“ sagte der Müller lachend.

„Pst,“ machte der Barbier und erhob die Hand. Immer starrer wurde sein Blick nach dem Scheuernthor; jetzt riß er das Fenster auf und lehnte sich über die Brüstung.

„Männer!“ rief er jetzt und sprang in die Stube zurück.

„Männer! Eine Vision! Nieder auf die Knie! Die heilige Mutter Gottes ist erschienen!“

„Jesus Maria!“ schrie der Schwarzbauer und warf im Schrecken sein Glas um. Die Bauern sprangen vom Tische auf.

„Die Mutter Gottes? Wo?“

„Dort auf dem Scheuernthor! Seht Ihr nicht den Rosenkranz, und das liebe Antlitz? Purdahausen ist heil widerfahren. Laufe einer und sag's dem Kaplan.“

„Ich kann nichts sehen, als ein Scheuernthor,“ sagte der Müller, indem er die Augen mit der Hand beschattete.

„Du bist eben ein Ungläubiger. Schwarzbauer, komm' einmal daher. Siehst Du dort die Augen und den Mund?“

„Richtig,“ sagte der Schwarzbauer, „sehen sie nicht aus wie Aflöcher?“

„Und dort die gefalteten Hände, und den Helligenschein?“

„Wahrhaftig, ja, ich sehe es ganz genau. Männer, ein Wunder, ein Wunder!“ Und der Gemeinderath rannte zur Thüre hinaus, und allarmirte das Dorf: der Doktor Peter habe eine Vision gehabt und in des Löwenwirths Scheuernthor sei die Mutter Gottes.

In einer halben Stunde war das Zimmer des Löwenwirths voll Männer, und der Platz vor dem Löwen voll Weiber und Kinder, die alle das Scheuernthor anstarrten. Unter den Weibern war halb keine mehr, die nicht ganz deutlich das Muttergottesbild erkannte, und dem Scheuernthor widerfuhr die seltene Ehre, daß ein halbes Hundert Weiber vor ihm knieten und den Rosenkranz beteten. Daß der laufende Brunnen neben dem Scheuernthor durch dieses Wunder alsbald zu einer Wunderquelle geworden sei, darüber war natürlich gar kein Zweifel mehr, und der Brunnenrog war halb von Weibern besagert, die sich eifrig Kröpfe, Trisfaugen, Ueberbeine, und den Kindern die Grindköpfe wuschen.



Immer starrer wurde sein Blick nach dem Scheuernthor.

Die Männer im Löwen hatten sich in zwei Lager getrennt. Die Majorität unter Führung des Gemeinderathes, genannt Schwarzbauer, waren mit dem Wunder vollkommen im Reinen. Man konnte ja die Madonna so deutlich sehen; wenn nur der Maler da wäre, der müßte sie gleich abzeichnen.

Die kleinere Partei hegte noch einige bescheidene Zweifel, der eine konnte die Strahlenkrone nicht finden, der andere den Kopf, kurz, keiner von ihnen brachte die Madonna ganz zusammen.

Nur der ungläubige Müller wollte nichts sehen als ein altes, verlottertes Scheuerthor. „Was“, rief er, „eine Madonna-Erscheinung? Dummes Zeug! Soll der Elsfässer Schwindel auch bei uns losgehen? Da steht der Kaplan dahinter. Nächstens werden sie auch noch ein paar alte Knochen zeigen und werden sagen, es seien die Knochen des Heiligen Verbasius, von dem sie bereits 5 Arme und 4 Köpfe entdeckt haben und vor denen die dummen Menschen auf den Knien herumrutschen. Der Peter ist ein Hallunke, und ihr seid Dummköpfe!“ Mit dieser kräftigen Herzensergießung verließ der Müller zornig die Stube. — Darüber aber waren alle Parteien einig, daß das merkwürdige Ereigniß gefeiert werden müsse, und während draußen die Weiber mit dem heiligen Raß sich äußerlich und innerlich überschwemmten, tranken die Männer — die Gläubigen und die Halbgläubigen — ein Pächchen Bier nach dem andern, und als mit einbrechender Nacht der Maler und der Ingenieur nach Hause kamen, mußten sie sich vor dem Löwen durch einen Haufen singender und betender Weiber, von denen bereits mehrere Verzückungen und Krämpfe hatten, durcharbeiten, um im Löwen eine Stube voll betrunkener und krachender Bauern zu finden.

„O, Herr Reinhard“, sagte der Löwenwirth, der sich in sein Schenkflübchen geflüchtet hatte, „O Herr Reinhard, welch ein Scandal! Hol’ der Teufel den Peter! Wo soll denn das noch hinaus?“

„Das sind die Folgen der meisten dieser Wunder“, sagte der Herr Reinhard. „Die Weiber beten und heulen und arbeiten nicht mehr, und die Männer saufen und fressen und saullenzen. Gute Nacht Löwenwirth; morgen fange ich an, die Madonna zu malen.“

Und so ging es fort, 14 Tage lang. Das ganze Dorf war wie auf den Kopf gestellt. Die Weiber lagen in der Kirche ober vor der Madonna an dem Scheuerthor, und die Männer hatten sich im Löwen häuslich eingerichtet, tranken und jubilierten, und fast jeden Abend gab es Prügelei zwischen den Madonniannern und den Zweiflern, wobei die Letztern als die kleine Minderzahl in der Regel hinausgeworfen wurden.

Der Adlerwirth war wüthend, denn von dem Tage des Wunders an hatte er keinen Gast mehr; alles lief in den Löwen.

Von den benachbarten Dörfern, aus dem ganzen Thale, kamen die Gläubigen herbeigeströmt, gafften das Thor an, beteten, aßen und tranken, und gingen sehr erbaut und befriedigt nach Hause. Der Herr Kaplan hielt sich dieser Aufregung gegenüber ziemlich ruhig. Dem Peter burste er keine Vorwürfe machen, daß er das Wunder eigenmächtig vom Adler in den Löwen verlegt hatte, denn eine Madonna läßt sich nicht befehlen, wo sie erscheinen soll, und am Ende war’s auch einerlei, und er rieb sich schmunzelnd die Hände. Am nächsten Sonntage aber predigte er in der Kirche über die segensbringenden Madonna-Erscheinungen im Elsfass, und über die Wunderquelle in Bourbes, und auch Kurbshausen sei von der heiligen Jungfrau zum Gnadenorte erkoren, und es werde ein Wallfahrtsort werden für die gläubige Christenheit, und werde eine Zwischenstation sein zwischen der Erde und dem Himmel. Die Männer waren sehr erbaut

von dieser Predigt und gingen gleich nach der Kirche in’s Wirthshaus, und die Weiber heulten vor Rührung.

Eine Deputation unter Führung des Schwarzbauers theilte dem Herrn Kaplan mit, daß sein christlicher Freund, der Maler Reinhard, eben im Begriffe sei ein Altarbild der „heiligen Madonna von Kurbshausen“ anzufertigen, und wenn das Bild fertig sei, so möge Seine Hochwürden so gut sein, und das Bild in der Wallfahrts-Kapelle zur Unbefleckten Empfängniß aufstellen.

Der Herr Kaplan sagte, ja, er wolle es thun, und es solle eine große Feierlichkeit werden.

Reinhard malte emsig an dem Altarbilde bei verschlossener Thüre. Niemand, nicht einmal sein Freund Heinrich, durfte das Bild in seiner Entstehung sehen. „Es ist besser so, Heinrich, die Leute sollen wissen, daß Du gar keine Kenntniß von dem Entwurfe hattest. Du wirst mir später Recht geben.“

Mit dem Kaplane und der Mina hatte er in dieser Beziehung einen harten Stand, sie wollten durchaus das Bild sehen. „Glaubst Du“, sagte der Kaplan, „ich könne ein Altarbild in der Kapelle aufstellen, von dem ich nicht einmal das Motiv kenne?“

„Darin hast Du Recht“, erwiderte der Maler, „das Motiv mußt Du kennen. Aber nenne es Grundsatz, Eigensinn oder Künstlerlaune, das eigentliche Bild bekommst Du nicht zu sehen bis zur Enthüllung. Ich habe noch nie eines meiner Bilder sehen lassen, ehe es ganz vollendet war. Heute Abend besuche ich Dich und zeige Dir den Entwurf.“

Reinhard ging Abends mit seiner Mappe in’s Pfarrhaus, und der Kaplan und sein Bäschen waren von dem mit Kreide skizzirten Entwurfe ganz entzückt.

„Famos“, sagte der Kaplan, unwillkürlich mit dem Ausdruck seiner Bewunderung etwas in den Studenten-Ton zurückverfallend. „Famos! Die Madonna im Vordergrunde, wie sie den durstigen Lämmlein von dem heiligen Wasser zu trinken reicht, und neben ihr der Heilige mit dem Hirtenstabe, der die Lämmlein hütet und beschützt. Ausgezeichnet. Du hast recht gehabt, den Mediziner an den Nagel zu hängen und Maler zu werden. Was ist’s für ein Heiliger?“

„Ich denke der heilige Wendelin“, erwiderte der Maler, „der ist ja der Heilige für die Schafe.“

Der Maler hielt mannhaft einen forschenden Blick des geistlichen Herrn aus, so daß dieser sein Mißtrauen aufgab und sagte: „Meinethalben, der heilige Wendelin, er war auch ein großer Heiliger.“

„Und, Herr Reinhard“, sagte Fräulein Mina, „malen Sie der heiligen Jungfrau nur auch einen recht schönen großen Helligenschein. Und kommen auch Engelein dazu?“

„Freilich“, erwiderte der Maler, „ich werde ein ganzes Duzend in der Luft herum fliegen lassen.“

An einem Freitag Nachmittag ging der Maler in’s Pfarrhaus.

„Freund Kaplan, das Bild ist fertig. Am Sonntag kannst Du die Feierlichkeit loslegen.“

„Bitte, Karl, (seit 8 Tagen nannte er den Maler bei seinem Vornamen) keine so profanen, burschikosen Ausdrücke in einer so heiligen Sache. Also am Sonntag! O, das wird ein gnadenreicher Tag werden. Sein Glanz fällt auch auf Dich, mein Freund, denn Du, Du hast ihn ja durch Dein Bild verherrlicht!“

„Ich denke so“, sagte der Maler, „das Bild wird Aufsehen erregen. Aber eine Bedingung muß ich stellen: Das Bild darf erst an Ort und Stelle enthüllt werden. Es macht so größere Wirkung, als wenn es vorher von aller Welt begafft werden kann. Und Du, Du kennst ja den Entwurf aus der Skizze.“

„Natürlich darf es erst im entscheidenden Augenblick

enthüllt werden," meinte der geistliche Herr. "Man macht es ja immer so bei dergleichen feierlichen Gelegenheiten. Auch ich will meine Neuglerde zügeln, und mich durch das vollendete Bild überraschen lassen, dessen Entwurf ich ja kenne. O, es wird feierlich werden! Die Glocken läuten, die Böller knallen, die Gemeinde ist auf das Höchste gespannt und aufgereg't, — da hebe ich die Arme gen Himmel, die Hülle sinkt, die Gemeinde stürzt auf die Knie, und ich breite segnend die Hände über sie aus. Siehst Du Karl, das ist der Triumph der Kirche, ein Wink von Priesters Hand, und die Menschheit sinkt in den Staub vor uns! O, das wird ein herrlicher, gnadenreicher Tag!"

"Schade nur," sagte der Maler in bedauerndem Tone, "daß ich diesen gnadenreichen Tag nicht mitgenießen, daß ich nicht auch meine Knie vor meinem Bilde beugen kann."

"Wie so? Du wirst doch nicht?"

"Doch, Freund Kaplan; meine Zeit ist um, ein dringender Brief aus der Residenz ruft mich zurück. Sonntag früh reise ich ab."

Der geistliche Herr schien nicht besonders bestürzt durch diese Nachricht, und es schien ihm gar nicht so unangenehm, am Sonntag seinen Triumph nicht mit dem Maler theilen zu müssen. Doch sprach er sich bedauernd aus: "Wenn es denn nicht anders sein kann, Karl, so muß es leider ohne Dich geschehen. Aber ich werde in meiner Festpredigt Deinen Namen ehrend nennen, und er soll nicht vergessen werden in der Gemeinde."

"Ich hoffe so", erwiderte der Maler, "und es wird mich freuen, wenn der Name Reinhard noch öfter genannt wird in Lurdschhausen. Morgen nehme ich Abschied von Dir und Fräulein Mina."

Am Sonntag früh 5 Uhr stand ein Bernerwägle vor dem Löwen. Maler Reinhard trat aus der Hausthüre, gefolgt von dem Ingenieur und dem Löwenwirth. "Lebt wohl, Ihr Freunde," sagte der Maler, und schüttelte beiden die Hände. "Ich gehe, und den Räder und die Strafe lasse ich zurück. Euch wird sich das Räthsel lösen, ehe es Abend wird. Heinrich schreibe mir bald. Und höre, habe ein Auge auf das Bild, und Sorge dafür, daß es nicht früher enthüllt werde, als oben bei der Kapelle."

"Verlasse dich darauf, ich Sorge dafür! Reise glücklich!" "Adio, Ihr Freunde! Christoph fahr' zu!" — Als das Bernerwägle oben auf der Höhe an dem steinernen Kreuzfahre vorüber fuhr, und als er das goldene Kreuz der Kapelle zur Unbefleckten Empfängnis über den Bäumen in der Morgensonne blitzen sah, da lachte der Maler; er schwenkte den Hut und rief: "Guten Morgen

Florian! Das wird ein gnadenreicher Sonntag werden! Ha, ha, ha!"

Nacht Tage später saß Maler Reinhard in Karlsruhe in seinem Atelier, und untermalte eine Landschaft, das Ergebniß seiner Studien aus dem Lurdschhäuser Thale. Da brachte der Postbote einen Brief.

"Von Lurdschhausen. Von Heinrich. Bin doch begierig, wie meinem Freunde Florian die Madonna-Fest bekommen ist."

Und Ingenieur Heinrich Berghaus schrieb: Lurdschhausen, den 15. Juli 1874.

Lieber Freund! Du hast wohl daran gethan, Dich am Sonntag früh davon zu machen, denn am Sonntag Abend hätte Dich der Kaplan erwürgt. Es war ein furchibarar Skandal.

Die Strafe war hart, aber gerecht, und in Lurdschhausen herrscht bereits ein besserer Geist. Der Löwenwirth ist außer sich über Deinen Streich, und wird Dir als Zeichen seiner Hochachtung einen Schwartenmaggen schicken — er mehget die nächste Woche; und der Müller, auch ein Bewunderer von Dir, hat mich gefragt, ob er Dir nicht einen Sack Mehl schicken dürfe. Warum denn nicht, habe ich gesagt, ein Künstler kann Alles brauchen. Doch nun zur Sache:

Also am Sonntag Deiner Abreise, Nachmittags nach der Kirche, ging die Geschichte los. Der Florian hatte großartige Anstalten getroffen. Die Geistlichkeit aus dem ganzen Thale war vertreten, und im Pfarrhause wurde gestitten und gebraten, denn Abends sollte ein großes Festsessen stattfinden. Es waren aber nur die jungen Kaplanen gekommen, die alten geistlichen Herren sind zu ehrlich für solchen Hofuoposus. Die

Jungen aber, aus der heutigen Schule, sind immer dabei, wenn es Schwindel und gebratene Kapauern gibt. Sie müssen sich stärken auf ihr Märtyrertum, sagen sie, wenn sie eingesperrt werden wegen der Kirchengelasse. Etwa ein halbes Duzend solcher angeheuer Märtyrer war gekommen; die jungen Herren haben alle sehr wohlgenährt aus, und wohl vorbereitet für ihr künftiges Märtyrertum. Das verhäulte Bild — Du hattest es gut vernagelt — wurde aus dem Löwen in das Pfarrhaus abgeholt. Nicht nur ganz Lurdschhausen, das halbe Thal hatte sich vor dem Pfarrhause versammelt. Hinter den Garbinnen eines Fensters des zweiten Stockes entdeckte ich den alten Herr, der mit kummervollen Blicken auf den Spektakel schaute. Er ahnte nicht, daß die Zeit seines Triumphes so nahe sei.

Schlag 4 Uhr ordnete sich die Prozeßion. Die Kir-



"Guten Morgen Florian! Das wird ein gnadenreicher Sonntag werden! Ha, ha, ha!"

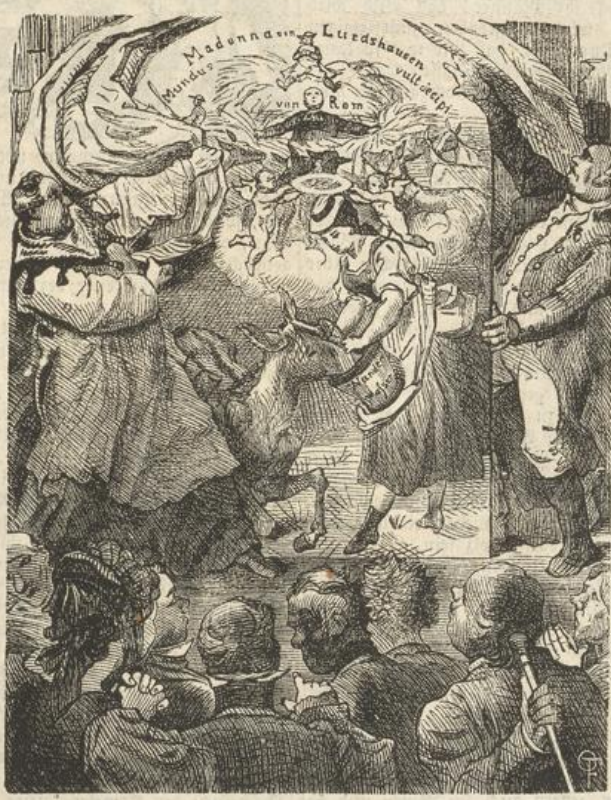
Hengleren läuteten, die Kagenlöpfe donnerten — der Peter hatte das Kommando der Artillerie übernommen —, und die Prozeßion setzte sich in Bewegung durch die mit grünen Sträuchern verzierte Dorfstraße. An der Spitze die Feuerwehrmusik aus dem Amtskädtchen, dann frisch gewaschene und weiß gekleidete Schulfädchen, Blumen auf den Weg streuend, diesen folgten Kreuz und Fahnen, dann kam Dein verhülltes Bild, getragen vom Schwarzbauer und dem Halbbauer, dann zwei Chorhuben mit Rauchfässern, und dann der Kaplan im höchsten Ornat. Du hättest das Gesicht sehen sollen, es glänzte ordentlich von Fett und Triumph. Hinter dem Kaplan die eingeladene Geißlichkeit und wenigstens zweitausend Männer und Weiber. An des Löwenwirths Scheuenthor war ein prachtvoller Altar errichtet, und hier wurde eine Messe gelesen zu Ehren der wunderthätigen Madonna, die hier den Gläubigen sich gezeigt hatte. Nach der Messe ließ der Kaplan die ganze Gesellschaft Revue passieren und bespritzte sie mit dem Weihwedel aus dem heiligen Brunnenrotze. Mich beglückte er mit einer Extraportion, so daß ich ganz naß wurde. Dann ging's weiter, den Berg hinauf, zur Kapelle der Unbefleckten Empfängniß.

Hier stellten sich die frommen Pilger im Halbkreis auf, und der Kaplan stand auf der obersten Treppe der Kapelle, die reich mit Kränzen und Fahnen verziert war, und warf einen triumphirenden Blick auf die Gläubigen zu seinen Füßen. Das Bild war vor der Kapelle aufgestellt, der ganzen Menge sichtbar. Auf einen Wink des Kaplans zog der Schwarzbauer mit einer Beißzange die Nägel aus der verhüllenden Leinwand, daß sie nur noch lose vor dem Bilde hing. Und jetzt hielt der Kaplan seine Festpredigt. Du wirst Dir den Inhalt ungefähr denken können. Er pries die Güte Gottes, die der heiligen Jungfrau gestattet habe, in Lurdshausen sich niederzulassen, und aus ihr einen Gnaden- und Wallfahrtsort erster Klasse zu machen, und er pries die Weisheit Gottes, die es einem sonst unwürdigen Werkzeuge, dem Peter, möglich gemacht, die Madonna im Scheuenthor zu entdecken. Er beschrieb die Heilkräftigkeit des Brunnens, der durch die Gnade der Madonna zu einer Wunderquelle geworden sei, und wie die Unfehlbarkeit-Quelle ein Heilmittel sei gegen Kröpfe und Gliederreißer, so sei der neue Madonna-Brunnen ein Heil- und Reinigungsmittel für die sündige Seele. Und schließlich pries er die Vorsehung, die einen frommen Maler nach Lurdshausen geführt habe, um durch seinen Pinsel das Gnadenbild der Madonna zu verherrlichen,

und das Altarbild für die Unbefleckte-Empfängniß-Kapelle zu stiften, u. s. w. Amen!

Die Predigt hatte eine halbe Stunde gedauert, und ein großer Theil der Zuhörer war sehr erbaut und gerührt. Und jetzt — jetzt schien der Augenblick gekommen — die Spannung unter den Zuschauern war auf das Höchste gestiegen, sie hielten den Athem an, denn der Kaplan erhob wie begeistert die Arme gegen den Himmel und rief mit lauter Stimme: „Nieder auf die Knie, das Gnadenbild der Madonna wird sich Euch enthüllen!“

Und die ganze Gesellschaft stürzte nieder auf die Knie, ausgenommen der Müller und ein Häuflein Ungläubiger, und die Feuerwehrmusik machte „Zimera-Zumera,“ die Glocken läuteten und die Kagenlöpfe donnerten, und jetzt — jetzt riß der Kaplan die Hülle herunter und ent-



Es war aber auch entseßlich und geradezu vernichtend.

schleierte das Bild. Aber mit einem Schrei der Wuth und des Entsetzens prallte er zurück vor dem Anblicke, den das Bild ihm bot. Es war aber auch entseßlich und geradezu vernichtend. Das Bild ist ausgezeichnet gemalt, ein wahres Kunstwerk, man könnte sagen wunderbar schön, wenn es nicht gar so teuflisch wäre. Ich kann mir den Genuß nicht versagen, Dir Dein eigenes Bild zu beschreiben:

„Im Vordergrunde stand in Lebensgröße und sprechend ähnlich das Bäschen Mina, derzweifleine Engel einen Heiligenschein über ihr Sonntagshäubchen hielten. Vor ihr kniete ein Esel, dem sie aus einem Eimer zu saufen gab, auf dem war mit goldenen Buchstaben zu lesen: Wunderwasfer.“

Im Mittelgrunde sah man den sprechend ähnlichen Kaplan mitten in einer Heerde Esel, denen er Stroh zu fressen gab. Im Hintergrunde ein Wagen voll Stroh mit der Aufschrift: „Von Rom,“ und auf dem Wagen sah als Fuhrmann der Gemeinderath Schwarzbauer. Ueber dem Bilde stand mit großer Schrift:

„Madonna von Lurdshausen,“ darunter:

„Mundus vult decipi.“

Du hättest mit Deiner Skizze den Kaplan gründlich irre geführt und er war in seinem Madonna-Eifer richtig in die Falle gegangen.

Die Gläubigen schauten ganz verblüfft das Bild an und wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Da rief einer aus der Menge: „Ei, das ist ja die Mina!“

Und ein anderer rief: „Und dort ist der Herr Kaplan!“ Und ein Dritter: „Und dort hinten ist ja der Schwarzbauer!“

„Und wer sind denn die Esel?“ rief ein vierter. Da sprang der Müller auf die Treppe und schrie in die Menge hinunter: „Die Esel? die Esel, die seid ihr!“

Der Kaplan rannte wüthend den Berg hinunter, gefolgt von seinen verblüfften Amtsbrüdern. Der Müller und seine Genossen lachten und johlten. Der Schwarzbauer und seine Anhänger aber machten Miene, sich auf das Bild zu stürzen und es in Stücke zu reißen. Der Müller aber stellte sich mit gespreizten Beinen davor und schrie: „Zurück, ihr Männer! das Bild wird nicht angerührt. Das wird aufgehoben zum ewigen Andenken an unsere Dummheit, daß wir uns so lange mit Wasser und Stroh haben betrügen lassen.“

Der Kaplan ist mit seinem Bäschen noch an dem gleichen Abend abgereist.

Der „alte Herr“ hat am folgenden Tage die Gemeinde in der Kirche versammelt, und hat eine Predigt gehalten, die selbst mein hartes Eisenbahnherz gerührt hat. Du hättest nicht dürfen dabei sein, denn er hat Dir tüchtig den Text gelesen. Du hättest es zwar gut gemeint, aber man dürfe mit der gläubigen Einfaß nicht seinen Spott treiben, und es gäbe sanftere Mittel, die Menschen über ihre Irrthümer aufzuklären. Dann sprach er über das Verderbniß des Aberglaubens, und der wahrhaft Fromme trage seinen Gott und seinen Jesus und seine Heiligen im Herzen, er brauche keine Erscheinungen und keine Wunderwasser, das seien unwürdige Kunststücke, die mit der wahren Religion nichts gemein hätten. Der alte Mann sprach so eindringlich zu den Herzen, daß es den Leuten wie Schuppen von den Augen fiel, und die Weiber schluchzten, daß es ihnen Herzstöße gab. Seit dieser Predigt ist die Gemeinde wie ein umgewendeter Handschuh, und der „alte Herr“ ist ihr Abgott geworden. Sie fürchten nur, sie bekommen wieder einen andern Kaplan von Freiburg. Du darfst stolz sein auf Deinen Erfolg, obgleich Du ein durchtriebener Schalk bist.

Dein Bild aber steht in des Löwenwirths obern Saal und das ganze Thal strömt herbei, um es zu sehen. Der Löwenwirth schmunzelt, denn er macht gute Geschäfte dabei. Der Peter hatte sich anfangs unsichtbar gemacht, denn er traute dem Wetter nicht. Jetzt aber ist er wieder da, und obgleich er die Kundschaft der Geißlichkeit verloren hat, so ist er doch ein glücklicher Mensch, denn er hat seinen freien Mittagstisch im Löwen.

Wenn Du im Spätjahr hierher kommen willst, so wirst Du mit offenen Armen empfangen werden.

Der „alte Herr“ war gestern auch im Löwen und hat sich das Bild betrachtet, er hat leise sein ehrwürdiges Haupt geschüttelt, aber gelächelt hat er doch. Auf seine Bitte hat der Löwenwirth das Bild jetzt eingeschlossen, und er zeigt es nur noch auf ausdrückliches Verlangen.

Der „alte Herr“ hat mir angetragen, Dich zu grüßen und Dir zu sagen, Du sollst nur kommen, er habe mit Dir ein Hühnchen zu rupfen. Es wird nicht gefährlich ausfallen.

Also komme und erfreue mit Deinem Besuche den „alten Herrn“, den Löwenwirth und Deinen Freund
Heinrich.“

Das ist die Geschichte von der Madonna von Burds-
hausen. Nehmt ein Exempel daran!



Wenn die Weltgeschichte auch in diesem Jahre keine großen Sprünge gemacht hat, sondern ganz langsam und bescheiden vorwärts, aber doch vorwärts geschritten ist, trotz der ultramontanen Bremsklöße, so kann der Himmel nichts dafür. Hat er uns doch ganz unerwartet einen Kometen über den Hals geschickt, und daß ein Komet Krieg, Mord und Totschlag bedeute, hat nicht nur der Kapuziner in „Wallensteins Lager“ gepredigt, sondern es behauptens auch heute noch viele andere Leute, die eben so gescheidt und aufgeklärt sind, wie jener geistliche Herr, der, wenn er heute wieder auf der Kanzel stünde, ein Hauptstücker der römisch-ultramontanen Kirche sein würde.

Mit dem Kometen aber hat der Himmel den Herren Astronomen und dem Hinkenden einen rechten Streich gespielt. Was? ein Komet, den die Astronomen nicht vorhergesagt haben und der nicht im Kalender steht? Die Astronomen sagen, der Hinkende sei Schuld, das sei ein schlechter Kalendermacher, der nicht einmal so einen himmlischen Vagabunden in seinen Kalender bringen könne, wenn man ihm nicht vorher die Nase darauf stoße; und der Hinkende sagt, hätten die Astronomen dem Vagabunden einen Steckbrief vorausgeschickt, wie sich's gehört, so wäre er auch im Kalender. Wenn sie einen Venusdurchgang voraussehen konnten, warum nicht auch einen Kometen? Freilich die Venus ist für diese Herren eine angenehme Bekanntschaft als so ein vagabundirender Handwerksbursch, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht.

Weil wir nun gerade am Kometen sind, so will der Hinkende doch auch etwas darüber sagen, denn es macht sich doch noch mancher der geneigten Leser keinen richtigen Begriff von diesen himmlischen Wanderburschen. Die Weltbegebenheiten mögen noch ein wenig warten.

So dumm ist bald Niemand mehr, daß er glaube das Erscheinen der Kometen, dieser strahlenden Weltbummler, bedeute Unglück, Krieg, Mord und Brand, angenommen die gläubigen Dummköpfe, welche für die Madonna-Erscheinungen und sonstigen päpstlichen Anstimm schwärmen; doch diese zählen ja nicht zu den denkenden Menschen. Und wenn dennoch in so einem Kometenjahre Unglück geschieht, wenn, wie in diesem Kometenjahre, die Menschen in Spanien sich gegenseitig morden in einem gräßlichen Bruderkriege, wenn ein moderner Ravaillac sein Nordgewehr auf den größten Mann Deutschlands richtet, so kann der Komet nichts dafür, und ruhig zieht dieser seine Bahn, unbekümmert um die Schrecknisse und Thorheiten der Menschen. Wie aber, wenn einmal so ein Komet mit unserer Erde zusammenstößt, wenn er sie zertrümmert, daß die Stücke davon fliegen, daß z. B. Lahr auf dem einen Stück und Keßl auf dem andern, wodurch die Keßl-Lahrer Eisenbahnfrage eine